luhze

Leipzigs unabhängige Hochschulzeitung

JUNI 2023
NUMMER 174

Auflage 10.000 Exemplare — kostenlos — für alle — www.luhze.de — facebook.com/luhzeLeipzig — Twitter/Instagram

bagel brothers
sandwich restaurant
Nikolaistraße 42, 04109 Leipzig

Sprayen

... ist illegal, aber gerade darin liegt für viele auch der Nervenkitzel.

Reportage, S: 5

Schafft

... die Gesellschaft es, den Kapitalismus zu überwinden? Ein Konzeptwerk versucht es.

Klima, S. 7

Spannungen

... gibt es bei der Frage, ob russische Fechter*innen auf deutsche Turniere dürfen.

Sport, S. 10

WG
Das Schwarze Brett
dsble.de

GLOSSE

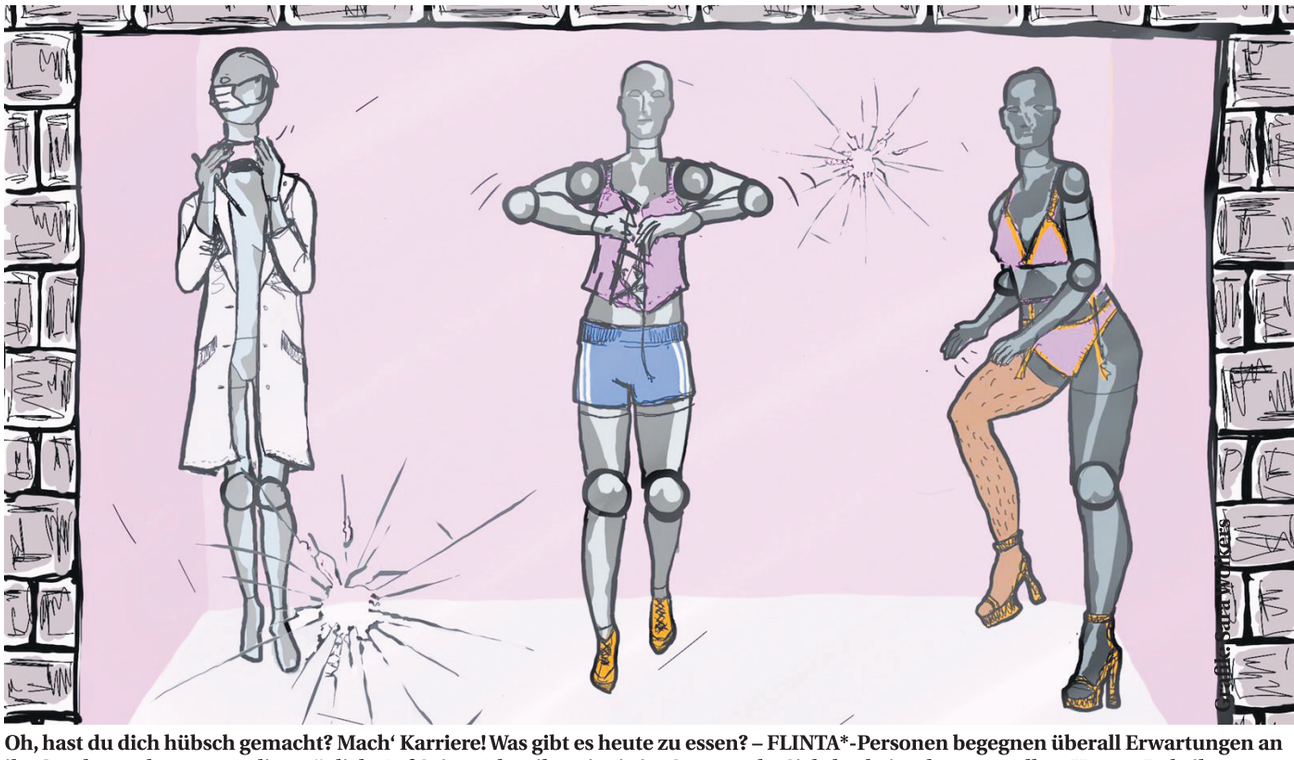
Wie der Blitz

In einer Nacht- und Nebelaktion hat er alle Friseur*innen der Stadt auf einen Schlag arbeitslos gemacht: der Haarschnitt, den Gött*innen tragen, die David Bowies der 2020er. Sie sind jung, sie sind schnell und sie haben ihr Schicksal selbst in die Hand genommen. Bzzzzzzzz, bzzzzzzzz, Haare fallen links und rechts auf den Boden. Tiefgelegt, auf dem Rennrad, zischt der Wind nur so an den geschorenen Seiten entlang. Die Aerodynamik vervierfacht die Geschwindigkeit, nein, verzehnfacht sie. Für das Auge kaum zu fassen – die schnelle Frisur, passend zur schnellen Brille. Im Sommer spendet sie Schatten, im Winter hält sie warm, aber niemals hält sie auf. Das Herz schlägt ein bisschen für Manta und ein bisschen für Punk. Und immer schneller als 120 bpm, denn es geht BÄM – BÄM – BÄM – BÄM.

ses

Leipziger Puppenkiste?!

FLINTA* schlagen Rollenbilder ein



Oh, hast du dich hübsch gemacht? Mach' Karriere! Was gibt es heute zu essen? – FLINTA*-Personen begegnen überall Erwartungen an ihr Gender und sprengen diese täglich. Auf Seite 10 lest ihr, wie sie im Sport mehr Sichtbarkeit erlangen wollen. Unsere Rubrik „FLINTA* in der Wissenschaft" auf Seite 4 stellt euch außerdem die Geophysikerin Josefine Umlauft vor.

Es gibt nicht nur den einen Körper

Werbung braucht mehr Vielfalt

Fast an jeder Ecke in Leipzig schauen aktuell zwei Frauen auf die vorbeilaufenden Menschen herab: Heidi Klum und ihre Tochter Leni präsentieren die neue Unterwäschekollektion der Marke Intimissimi. Dafür stehen sie mit Dessous bekleidet nebeneinander und halten sich an der Hand. Diese Werbung ist auch in Zeiten, in denen ständig leichtbekleidete Frauen auf Werbeplakaten zu sehen sind, irgendwie ungewöhnlich und fällt auf. Es hagelt Kritik, die Menschen stört hauptsächlich die Mutter-Tochter-Kombination.

In der öffentlichen Diskussion war im letzten Monat viel Widerspruch dagegen zu hören, dass eine Mutter sich so mit ihrer Tochter zusammen zeigt und mit deren Nacktheit noch Geld verdient. Heidi Klum hat dazu ein Statement abgegeben. In einer Instagram-Story erzählt sie, dass sie stolz darauf sei, dass ihre Tochter so eine Kampagne mit ihr mache und sie sich nicht voreinander schämen. Weiter heißt es, dass sie zwei starke Frauen seien und das auch zeigen könnten.

Und das ist ihr gutes Recht. Warum sollten Mutter und Tochter, die beide als eigenständige Personen ihr Geld als Model verdienen, nicht zusammen eine Werbekampagne machen? Und warum sollten sie sich nicht gegenseitig in Unterwäsche sehen? So etwas kann durchaus für eine Mutter-Tochter-Beziehung auf Augenhöhe sprechen.

Ein anderer Punkt in diesem Werbekontext steht weniger zur Diskussion: wie unglaublich schwer es ist, als nicht cis männliche Person in dieser Welt einen positiven Bezug zum eigenen Körper zu haben. Ständig wird man mit Mode an absolut perfekten Körpern in egal welchem Alter oder Umstand konfrontiert. In der Umkleidekabine sieht das anprobierte Dessous dann irgendwie ganz anders aus am eigenen Körper. Zwar wird durch die verschiedenen Größen vermeintlich versucht, allen Kund*innen die Möglichkeit zu geben, die Dessous zu tragen. Aber immer wieder fallen Menschen aus der Größentabelle raus und werden gar nicht erst mit eingeplant. Bei Intimissimi gibt es kein A-Körbchen zu kaufen. Menschen mit kleinen Brüsten sind nicht vorgesehen. Und dabei ist Intimissimi auch nur eine Marke von vielen. An anderen Litfaßsäulen hängen Idealkörper von Menschen, die für den perfekten Beach-Body werben oder andere körperbezogene Produkte. Auch wenn man viel am eigenen Selbstwert arbeitet, die Algorithmen auf Social Media mit Body Positivity füttert und versucht, sich im eigenen Körper wohl zu fühlen, tritt man auf die Straße und unübersehbar prangt da ein riesiges Schönheitsideal, das die allermeisten Menschen wohl nie erreichen können. Es ist wirklich schwer, sich davon nicht im Selbstbild und in der Ernährung beeinflussen zu lassen.

Natürlich sollten Menschen, die dem gängigen Schönheitsideal entsprechen, nicht aus dem öffentlichen Bild verdrängt werden. Es ist stark und unterstützenswert, wenn Frauen sich so präsentieren, wie sie sind. Die durch Workout-Videos berühmt gewordene Influencerin Pamela Reif wirbt gleichzeitig für Intimissimi und das Unterwäschelabel Calzedonia. Sie hat sich ihren Körper in langen Jahren harter Arbeit antrainiert und es ist toll, wenn sie ihn zeigen kann.

Aber perfekte Idealkörper sind eben nur ein Teil der Gesellschaft. Sehr viele Menschen sehen anders aus und entsprechen nicht diesem Ideal. Und auch diese Menschen sollten ihren Platz im öffentlichen Raum haben. Sodass alle Menschen sich und ihren Körper wiederfinden können und nicht das Gefühl haben, nicht zu genügen.

Margarete Arendt

MELDUNGEN

Befragt

Ende Mai veröffentlichte das Deutsche Zentrum für Hochschul- und Wissenschaftsforschung, die AG Hochschulforschung der Universität Konstanz und das Deutsche Studentenwerk die 22. Sozialerhebung Studierender. Dafür beantworteten im Sommersemester 2021 180.000 Immatrikulierte Fragen über ihre wirtschaftlichen und sozialen Lebensumstände. Ein Ergebnis der Erhebung ist unter anderem eine deutliche Zunahme der psychischen Erkrankungen unter Studierenden von elf Prozent im Jahr 2016 auf 16 Prozent im Jahr 2021. Das Bundesministerium für Bildung und Forschung unterstützte das Projekt finanziell.

Beschlossen

Der Sächsische Landtag hat am 31. Mai einem neuen Hochschulgesetz zugestimmt. Wie das Sächsische Staatsministerium für Wissenschaft bekannt gab, handeln sächsische Hochschulen in Zukunft autonomer. Außerdem werden Personalkategorien ausgeweitet. In einer Pressemitteilung positioniert sich das Bündnis Revolution Studium zum neuen Hochschulgesetz. Neben Lob gab es auch Kritik, unter anderem zum Thema Arbeitsbedingungen: „Wir sind froh, dass es für studentische Hilfskräfte endlich Mindestvertragslaufzeiten gibt. Dennoch sind diese immer noch zu niedrig. Studierende müssen anstatt der jetzigen sechs Monate mindestens 24 Monate angestellt sein, um Sicherheit zu schaffen und Abhängigkeit zu reduzieren“, kommentierte Charlotte Blücher von der „Jungen Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft“.

Beraten

Zur Landesrektor*innenkonferenz haben sich am 11. Mai die Rektorate der Hochschulen Sachsens an der Universität Leipzig eingefunden. Wie die Konferenz Sächsischer Studierendenschaften in einer Pressemitteilung berichtet, stand vonseiten der Studierendenverbände vor allem das Thema Nachhaltigkeit an Hochschulen im Fokus. Von den Rektor*innen forderten sie mehr Tempo bei der ökologischen Transformation der Hochschulen und machten dies auch im Vorfeld mit einem überreichten Brief deutlich. Von aktivistischer Seite wurde der Ruf nach mehr Klimaschutz mit einer Demonstration von Students for Future unterstützt, die während der Konferenz vor dem Paulinum stattfand.

Margarete Arendt

Zu zweit gegen Stillstand

Neue Sprecher der KSS stellen sich vor

Seit dem 1. April hat die Konferenz Sächsischer Studierendenschaften (KSS) zwei neue Leiter. *luhze*-Redakteurin Emma Wendland hat sich mit Ludwig Firkert und Paul Steinbrecher über aktuelle Forderungen, Fragen der studentischen Teilhabe in der Hochschulpolitik und die thematischen Schwerpunkte der kommenden Legislaturperiode unterhalten.

Das neue Leiterduo der KSS: Ludwig (l.) und Paul Foto: Emma Wendland

***luhze*: Hallo ihr zwei! Wer seid ihr, was studiert ihr, und was ist euer Lieblingsmensaessen?**

Paul: Ich bin Paul und studiere an der Uni Leipzig Grundschullehramt im sechsten Semester. Mein Lieblingsmensaessen… schwierig. Auf jeden Fall etwas Veganes oder Vegetarisches.

Ludwig: Ich bin Ludwig, ich studiere an der TU Dresden Lehramt für die Oberschule in den Fächern Deutsch und GAW (politische Bildung, Anm. d. Red.). In unserer Mensa gibt es häufig paniertes Gemüse, das finde ich immer sehr lecker. Oder Nudeln, die gehen auch immer.

Was ist die KSS und wofür ist sie da?

Paul: Als KSS vertreten wir alle sächsischen Studierenden gegenüber den Ministerien, den Abgeordneten und ganz vielen anderen Menschen, beispielsweise auch der Landesrektor*innenkonferenz.

Ludwig: Dabei beschäftigen wir uns mit allen Themen, die an Hochschulen relevant sind. Wir sind ein großes Team, gebildet aus Menschen, die sich mit klassischen hochschulpolitischen Themen wie Studienorganisation und -finanzierung, beschäftigen. Wir haben aber auch Referent*innen zu den Themen Feminismus und Gleichstellung oder Nachhaltigkeit.

Was sind eure wichtigsten Forderungen und Ziele?

Paul: Für mich ist es sehr wichtig, die Demokratie und Mitbestimmung an den Hochschulen zu stärken. Außerdem sollten wir dafür sorgen, dass sich Hochschulen bewusst machen, wie sie als gesellschaftliche Akteure, etwa die ökologische Transformation als klimaneutrale Hochschule oder Nachhaltigkeitsstrategien beeinflussen können.

Ludwig: Nicht nur in Fragen um die Klimakrise treten Hochschulen als gesellschaftliche Akteure auf. Auch in Fragen der Gleichstellung von queeren Menschen oder in einer Positionierung gegen rechte oder faschistische Tendenzen, die auch sie als Hochschulen sowie ihre Lehre betreffen.

An welchem Thema arbeitet ihr jetzt?

Paul: Anfang Juni soll das Hochschulgesetz beschlossen werden (das Gesetz wurde inzwischen beschlossen, Anm. d. Red.). Dieses ist das Grundgerüst, welches das gesamte Hochschulgeschehen regeln soll. Dazu gehören unter anderem der Aufbau und die Berufung von Gremien und der Studierendenwerke.

Ludwig: Aber auch Sachen, die nur indirekt mit Hochschulen zu tun haben, werden darin festgelegt. Zum Beispiel Fragen rund um Gleichstellung, Nachhaltigkeit oder die Förderung von Angestellten.

Paul: Wir wollen durchsetzen, dass Studierende in den Schutz durch das allgemeine Gleichbehandlungsgesetz, kurz AGG, eingeschlossen werden. Außerdem wollen wir den allgemeinen Prüfungsdruck für Studierende senken.

Ludwig: Nach Vorlage der TU Dresden fordern wir nämlich, dass es den Hochschulen möglich ist, die Begrenzung der Prüfungsversuche aufzuheben und somit zu ermöglichen, dass Studierende eine Prüfung unbegrenzt häufig wiederholen können.

Kein Schutz vor sexualisierter Gewalt

Engagement an Hochschulen bis jetzt ohne Erfolg

Keine Räume in der Gesellschaft sind frei vom Risiko sexueller Übergriffe. Auch an Hochschulen werden sie öfter begangen, als man denkt. Laut einer Umfrage des Kölner Leibniz-Instituts für Sozialwissenschaften haben ein Drittel der Befragten im Studium oder am Arbeitsplatz schon sexuelle Belästigung erlebt. Drei Prozent berichteten von sexueller Gewalt. Die Befragung wurde im Rahmen des EU-Projekts Unisafe an europäischen Hochschulen durchgeführt.

In Deutschland ist 2006 das Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz (AGG) in Kraft getreten. Benachteiligungen aufgrund von Herkunft, Geschlecht, Weltanschauung, Behinderung oder sexueller Identität sollen damit verhindert werden.

Das Problem: Studierende sind in das Gesetz nicht mit einbegriffen. Sie haben dort also theoretisch keinen rechtlichen Schutz vor Diskriminierung und sexualisierten Übergriffen. In den meisten Bundesländern wurde

Foto: Unsplash

Ein rechtlichter Schutz fehlt.

das mittlerweile geändert – in Sachsen nicht. Gerade Studierende bräuchten aber eine rechtliche Grundlage. Die Universität Leipzig schreibt auf ihrer Website: „An Hochschulen begünstigen insbesondere Machthierarchien und Abhängigkeitsverhältnisse einen Missbrauch in Form von sexualisierter Diskriminierung und Gewalt.“ Fay Uhlmann ist Sprecher*in der Konferenz Sächsischer Studierendenschaften (KSS) und findet, dass eine Gesetzesänderung viel ändern könne. Wenn Täter*innen wüssten, dass es eine gesetzliche Handhabe und eine Beschwerdestelle gebe, könne es diese von der Tat abschrecken.

Zu den Bestimmungen des AGG gehören auch Beschwerdestellen, also Orte und Personen, an die sich Betroffene wenden können. Dort sollen Beschwerden geprüft und weitergeleitet werden. Diese fehlen jedoch für Studierende. In einer Publikation der Antidiskriminierungsstelle des Bundes von 2020 heißt es, Beschwerdestellen seien gemäß Paragraf 13 AGG in der Regel nur für Beschäftigte der Hochschule zugänglich. Sie stünden Studierenden, die Diskriminierungserfahrungen an der Hochschule machen, daher nicht grundsätzlich offen.

Hochschulen haben auch die Möglichkeit, eigene Beratungsangebote zur Verfügung zu stellen. Georg Teichert, Gleichstellungsbeauftragter und Leiter der Stabsstelle Chancengleichheit, Diversität und Familie an der Universität Leipzig findet, es brauche aber einen gesetzlichen Rahmen, um wirklich im Sinne der Studierenden handeln zu können: „Die Hochschulen werden so einfach in einen anderen Handlungsdruck gebracht. Das ist wichtig, weil sie dann auch schon präventiv tätig werden müssen. Sie müssen einheitliche Verfahren haben und können Beschwerden nicht mehr einfach wochenlang liegen lassen.“

Es gibt also Beratungsstellen, aber wirklich handeln können diese nicht. Sie können Studierende eben nur beraten. Das ist ein möglicher Grund dafür, dass viele ihre Beschwerden oft gar nicht erst einreichen. Würde das AGG auch für Studierende greifen, könnten diese die Universität bei Nichthandeln verklagen und hätten einen Schadensersatzanspruch, erklärt Teichert. Außerdem könnten sich Studierende so offiziell auf das AGG berufen und bei den Beschwerdestellen auch Kritik einlegen.

Naomi Stieglmaier

„Diversität wird zu homogen betrachtet“

Zain Salam Assaad über Berichterstattung und das Verständnis von Vielfalt

Gendern in Stellenanzeigen oder BIPoC als Werbegesichter – immer mehr Vereine, Unternehmen und andere Institutionen schreiben sich mehr Diversität auf die Regenbogenflagge. Genauso wie die Redaktionen großer Tageszeitungen und kleiner Magazine. Doch was bedeutet das für die Personen, die in der Branche Diversität repräsentieren sollen? Zain Salam Assaad ist freie*r Journalist*in, Kurator*in und Übersetzer*in. They hat in Leipzig Medien- und Kommunikationswissenschaft studiert und schreibt inzwischen für das Missy Magazine, unter anderem zu LGBTQIA+*-Themen und Migration. *luhze*-Redakteur Eric Binnebößel hat mit them über Identität, Scheindiversität und die Situation in der Medienbranche gesprochen.

Journalist*in Zain Salam Assaad wirft der Medienbranche vor, sich nur selektiv für Diversität zu interessieren. **Foto: Juliette Moarbes**

***luhze*: Zain, du hast hier in Leipzig Medien- und Kommunikationswissenschaft studiert. Bestand bei dir schon immer der Berufswunsch „Irgendwas mit Medien“?**

Assaad: Ich würde lügen, wenn ich sagen würde, dass ich einen Plan hatte. In Syrien hatte ich angefangen, Pharmazie zu studieren. In Deutschland hatte ich die Ressourcen für dieses Studium nicht. Da ich schon immer irgendwie den Wunsch hatte, im Journalismus tätig zu sein, hatte ich mich für Medien- und Kommunikationswissenschaft entschieden. Das Studium war auch relativ flexibel, was mir zugutekam.

Du hast deine syrische Herkunft angesprochen. Vor einigen Monaten zerstörte ein Erdbeben Teile des Landes. Inwiefern hat dich diese Katastrophe selbst betroffen?

Ich fühle mich nicht wirklich direkt betroffen. Ich kann nur dazu „relaten“, da ich aufgrund meiner Herkunft doch schon eher mit der Region verbunden bin. Dennoch war es nicht so einfach, dass ich viele Menschen, die mir nahestehen, nicht erreichen konnte. Die mangelnde humanitäre Hilfe in der Region machte es schwerer, dies zu verdauen. Gleichzeitig war das Thema in den Medien präsent – aber irgendwie auch nicht. Das ist mit der Berichterstattung über die Revolution in Syrien vergleichbar: Man hat immer grob darüber berichtet, jedoch wenig detailliert oder lösungsorientiert. Das Framing erfolgt mehr über bestimmte Regionen oder Menschen, die einen Deutschland-Bezug haben.

Siehst du die Berichterstattung in Deutschland generell kritisch?

Es ist schwer, etwas zu pauschalisieren. Ich würde aber sagen, dass oft kein Interesse besteht, bestimmte Themen genau zu besprechen. Viele Themen könnten viel diverser behandelt werden. Ich habe das Gefühl, das Interesse der Menschen und Medienmacher*innen ist sehr selektiv. Zum Beispiel hatte ich im vergangenen Jahr ein Praktikum, wo der Ressortleiter im Zuge des russischen Angriffskrieges sagte: „Gut, dass du Arabisch sprichst. Doch jetzt brauchen wir Ukrainisch – und dich nicht mehr.“ Aus meiner Sicht hat er vernachlässigt, dass die ukrainische Perspektive auch schon lange vorher für den öffentlichen Diskurs notwendig war. Außerdem gibt es noch viele Themen aus arabisch-sprachigen Ländern, die es zu berichten gibt. Da kann mir kein Mensch sagen, dass die Sprache jetzt erstmal für ihn gestorben ist.

Hast du solche diskriminierenden Erfahrungen oft gemacht?

Ja. Manche Erfahrungen störten mich mehr als andere. Zum Beispiel sagte man mir: „Bearbeite doch mal dieses Thema zum Ramadan, du kennst dich doch da bestimmt aus, bist ja Muslim.“ Es ist nicht das Problem, dass ich solche Themen bearbeiten soll. Das Problem ist jedoch, dass ich darüber dann mit dem Blickwinkel der betreuenden Redaktion berichten soll. Oft habe ich dann einfach viele – auch lukrative – Aufträge ausgelassen. Denn: Lieber keine Karriere als so eine Karriere.

In deinen Kolumnen begründest du dieses Problem mit dem vorherrschenden Verständnis von Diversität. Wie sieht das aus?

Die Frage ist oft: Wer passt gerade in das Bild? Diversität wird zu homogen betrachtet. Oft machen Menschen zu pauschale Aussagen. Nehmen wir das Beispiel „Akzent“: Nicht jede*r, der*die von Rassismus betroffen ist, hat einen. Die Karten werden stark vermischt. Man sieht nur ein einziges, homogenes Diversitätsproblem und übersieht die ganze Breite. Ich könnte jetzt beispielsweise nicht für andere Menschen über ihre Probleme sprechen und sie repräsentieren. Solange ich selber sprechen kann, brauche ich nicht diese Repräsentation. Man wird oft in eine bestimmte Position gedrückt. Bei vielen Aufträgen, die ich in der Vergangenheit bekam, hatte ich das Gefühl: Meine Funktion ist nicht, was ich tue, sondern etwas, das ich darstellen soll. Ich sollte für eine kurze Zeit die Diversitätskarte spielen – und wenn ich nicht mehr gebraucht werde, bin ich eben weg.

Im Zuge der Reaktionen auf die Erdbeben in Syrien hast du unter anderem „Diaspora Kids“ vorgeworfen, das Leid anderer für ihr eigenes „Opfernarrativ“ zu instrumentalisieren. Wie sollten sie sich stattdessen positionieren?

Ich kann niemandem vorschreiben, wie man selbst handeln möchte. Ich würde mir jedoch wünschen, dass mir keine Person vorschreibt, wie ich in der Öffentlichkeit zu handeln habe: Dass Diversität definiert wird und ich nach diesen Regeln agieren muss. Menschen, die keine echte gelebte Realität in Syrien hatten, sollten sich überlegen, worüber sie sprechen. Mein Großvater beispielsweise war Vertragsarbeiter in Saudi-Arabien. Das hat mich auch geprägt. Jedoch kann ich nicht seine Erfahrung nutzen, um mich immer selbst zu bestätigen. Man sollte sich fragen: Ist das wirklich jetzt meine Rolle – oder übernehme ich die Rolle anderer Menschen?

Die eigene Identität definieren und keine fremde Rolle übernehmen: Was bedeutet für dich Identität?

Nichts. Ich denke oft, dass ich über Identitäten schreibe. Es ist jedoch mehr der Konflikt mit meinen eigenen Lebensumständen oder Erinnerungen. Es ist wichtig, dass man weiß, wo man in der Gesellschaft steht. Das hat etwas mit der eigenen Geschichte zu tun – und das wird häufig mit Identität verknüpft.

Man kann das jedoch nicht so pauschal sehen. Identität ist nicht übertragbar. Meine Lebensumstände sind nicht die gleichen wie die von Menschen, welche dieselbe „Identität“ haben. Identität kann ein Hilfsmittel sein, die Realität zu verstehen. Sie ist jedoch nicht die Lösung an sich.

Siehst du weitere Probleme im Journalismus?

Es kommt darauf an, wo man im Journalismus tätig ist. Als ein Hauptproblem sehe ich jedoch auf jeden Fall den Einstieg in diese Branche. Oft sind mehr die persönlichen Kontakte als die Kompetenzen entscheidend. Außerdem geht es viel um die persönliche Vermarktung. Wenn diese auf der angesprochenen „Identität“ beruht, macht es das umso schwerer.

Welche Aufgabe sollte ein*e Journalist*in für sich selbst definieren?

Es sollte darum gehen, dass man Tatsachen benennen kann. Außerdem sollte man kritisch mit sich selbst und den Inhalten, die man produziert, umgehen. Ich habe oft das Gefühl, dass in der Medienbranche eine gewisse „Arroganz“ vorherrscht. Das gilt vor allem, wenn man denkt, man mache keine Fehler. Doch das stimmt nicht.

Wir haben über viele negative Themen gesprochen. Doch was lässt dich optimistisch in die Zukunft schauen?

Nichts, es gibt immer Krisen. *(lacht)* Klar, man kann schon optimistisch in die Zukunft schauen. Dennoch habe ich das Gefühl, dass meine Handlungsmöglichkeiten beschränkt sind. Das betrifft nicht nur die Klimakrise, sondern beispielsweise auch Fragen über die eigene Karriere. Ich denke, dieses Gefühl teile ich mit vielen jungen Menschen. Vielleicht ist es schon optimistisch, wenn man sich traut, seine Gedanken mit anderen Menschen zu teilen.

Papier

Papiertüten werden als recyclebare Alternative zu herkömmlichen Kunststofftüten immer beliebter. Das sogenannte „nassfeste Papier“, aus dem die meisten Bäckertüten hergestellt sind, bietet zwar den Vorteil, dass die Tüte bei Feuchtigkeit nicht durchweicht. Allerdings ist dieses Papier nur schwer recyclebar, da es sich im Gegensatz zu herkömmlichem Papier nicht in Wasser auflöst.

***

Papier ist nicht gleich Papier. Bei den Papiersorten werden vier Hauptgruppen unterschieden: graphisches Papier, beispielsweise für den Buchdruck, Verpackungspapiere, Hygienepapiere wie Toilettenpapier und technische Papiere. Allein die Gruppe der technischen Papiere birgt eine ungeahnte Vielfalt von insgesamt fast 3.000 Sorten, die alles abdecken, von Filterpapier bis hin zu Banknotenpapier.

***

Was den meisten heute als Raubkopie-Schutz bei Stockfotos bekannt ist, stammt eigentlich aus der Papierproduktion. Das Wasserzeichen diente der Kennzeichnung der produzierenden Papiermühle. Die Deutsche Nationalbibliothek hält eine umfangreiche Sammlung, in der circa 400.000 Wasserzeichen erfasst sind. Aber Wasserzeichen sind kein Ding vergangener Zeiten. Sie finden noch heute Verwendung bei Sicherheitspapieren für Banknoten oder Steuerbanderolen.

***

Die weltweit größte Papiermaschine, unter anderem genutzt für Bilderdruck- und Prospektpapier, steht in der südchinesischen Provinz Hainan. Die in Deutschland konstruierte Maschine verfügt über eine Bahnbreite von knapp elf Metern, eine Gesamtlänge von 600 Metern und eine maximale Arbeitsgeschwindigkeit von 1.700 Metern pro Minute. Pro Tag lassen sich so bis zu 4.537 Tonnen Papier produzieren.

***

Das Wissen über die Papierherstellung erreichte im Zuge der Erweiterung des Kalifats der Umayyaden, der ersten Herrscherdynastie der Islamischen Geschichte, über Südspanien Europa. An diesem Punkt hatte das Wissen über die Papierherstellung aber bereits einen langen Weg hinter sich, denn es kam aus dem chinesischen Kaiserreich.

Paul Westerkamp

Von der alten und der neuen Heimat

Studienangebot zur ethnoreligiösen Gruppe der Eziden

Ende Januar dieses Jahres erkannte die deutsche Regierung den seit 2014 andauernden Genozid an Eziden in der Region um das nordirakische Sindschar-Gebirge offiziell an. Spätestens seit diesem Schritt steht die Gemeinschaft verstärkt in der deutschen Öffentlichkeit. Auch die Universität Leipzig bietet im Rahmen des Studiengangs Arabistik und Islamwissenschaft mit dem Kurs „Trends und Methoden zur Erforschung der ezidischen Religion und Kultur“ erste Einblicke in dieses Forschungsfeld. Zukünftig könnte der am „Orientalischen Institut“ geplante Masterstudiengang „Yezidi Studies“ sogar Vorreiter im Bereich der Studien zu Minderheiten in Südwestasien werden.

Sebastian Maisel

Anders als bei vielen weiteren religiösen Gemeinschaften dieser Gegend handelt es sich bei dem Ezidentum um keine Abspaltung des Islams. Bereits lange vor dem sechsten Jahrhundert, auf welches die Entstehung des Islams datiert wird, lebte die zumeist Kurmandschi sprechende Gruppe in der sogenannten „alten Heimat“. Diese wird heute mit der Region des oberen Mesopotamiens assoziiert, zwischen Nordsyrien, dem nördlichen Irak und der Südost-Türkei.

Die „neue Heimat“ umfasst die Kaukasusregion zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meer und weite Teile Europas, insbesondere Deutschland. Im Zuge ständiger Unterdrückung und Diskriminierung durch verschiedene muslimische Gruppierungen verließen viele Eziden innerhalb der letzten 60 Jahre ihre Heimat. Der seit 2014 andauernde Völkermord durch die Miliz „Islamischer Staat“ ist laut ezidischen Angaben der bereits 74. Genozid ihrer Geschichte.

Religiös unterscheidet sich das Ezidentum stark von anderen monotheistischen Glaubensgruppierungen. Monotheistische Religionen sind solche mit einer allumfassenden Göttlichkeit. In der sogenannten „Engelsreligion“ wird diese durch Engelswesen verkörpert. Der wichtigste unter ihnen, „Pfau“ oder auf Kurmandschi „Tausī Melek“ genannt, leitet dabei die Geschicke auf Erden. Jedoch ist das Ezidentum nicht allein eine religiöse Gruppierung, sondern bezeichnet auch eine ethnische Zugehörigkeit.

„Ethnoreligionsgruppe“ ist dabei stark mit der Frage der Identität verknüpft. Die Identität sei etwas, was nicht auf einen einzigen Aspekt wie Religion oder Ethnizität reduziert werden könne, sagt Sebastian Meisel, Professor für Arabische Sprach- und Übersetzungswissenschaft und Direktor des sogenannten „Orientalischen Instituts“ der Universität Leipzig. Da die Eziden in vielen verschiedenen Regionen ansässig sind, ist die Frage der „einen“ ezidischen Identität eine sehr komplexe. „Das Element der Sprache beispielsweise ist schwierig zu verwenden“, bekräftigt Maisel. „Durch die unterschiedlichen Länder, in welchen die Menschen leben, sind sie verschieden geprägt, sowohl kulturell als auch politisch.“ Ebenfalls spiele die Identifikation als Betroffener durch die stetige Diskriminierung eine große Rolle für das ezidische Selbst- und Geschichtsverständnis. Maisel forscht zu ethnoreligiösen Minderheiten in der arabischsprachigen und islamischen Welt bereits seit den neunziger Jahren mit dem Fokus auf der ezidischen Kultur, und ist Berater und Ansprechpartner mehrerer ezidischer Vereine, insbesondere in der „neuen Heimat“. Zukünftig plant er ein Zentrum für Ezidi-Studien an der Universität Leipzig. Dieses soll neben einem eigenen Masterstudiengang auch regelmäßige Gastvorträge und Summer Schools, beispielsweise mit der „University of Kurdistan Hewlêr“ in Erbil, anbieten. Mit dieser Entscheidung erhoffe sich das Institut, einen weiteren Schritt in Richtung gegenwartsbezogenes Arbeiten und Forschen zu machen und insbesondere die sogenannten „Minderheitenforschungen“ stärker in den Vordergrund zu rücken, betont Maisel. Das diessemestrige Modul „Aktuelle Themen der Arabistik und Islamwissenschaft“ kann als Beginn dafür gesehen werden.

Elsa Hanson

FLINTA* in der Wissenschaft

Ein Anwendungs-Potpourri

Josefine Umlauft forscht in der Geophysik

„Das fand ich schon immer cool – Tiere, Natur, draußen sein“, sagt Josefine Umlauft, die seit Januar 2022 am Zentrum für skalierbare Datenanalyse und Künstliche Intelligenz, kurz Scads AI, in Leipzig als Geophysikerin forscht. Hier leitet sie das Umwelt- und Erdwissenschaften-Team, das Künstliche Intelligenz sowie Big-Data-Analysen nutzt, um Umwelteinflüsse beschreiben zu können, darunter den Klimawandel oder den Verlust der Artenvielfalt.

Umlauft befindet sich an der Schnittstelle von Theorie und Maschinellem Lernen. Dennoch geht sie auch selbst raus ins Feld; so bringen sie derzeitige Projekte in die Französischen und Schweizer Alpen, wo sie mit Kooperationspartnern aufwendige Messkampagnen macht, erzählt Umlauft. „Wir nutzen seismische Sensoren, also Geophone, um natürliche Prozesse besser zu verstehen, zum Beispiel das Gleiten von Gletschern, Hangrutschungen oder auch, wie Sedimenttransport an Flüssen und Erosionsprozesse an Küsten funktionieren.“

Ursprünglich hat Umlauft Physische Geografie in Leipzig studiert, mit den Nebenfächern Geowissenschaften und Physik. Im Master der Geowissenschaften spezialisierte sie sich auf Geophysik. 2018 promovierte sie in dem Gebiet und begann vor über einem Jahr ihre wissenschaftliche Karriere am Scads AI. Auch jetzt sei ihr Fachgebiet ihre Leidenschaft: „Es ist sehr vielseitig, man hat ein Potpourri an Anwendungen, aber auch theoretischen Sachen.“

Josefine Umlauft
Foto: Johanna Klima

Umlaufts persönliches Ziel in ihrer Forschung liege darin, Fingerprints von natürlichen Prozessen zu finden. Ihren größten wissenschaftlichen Erfolg sehe sie dabei in ihrer Doktorarbeit, wo sie genau das erreicht habe. Einen ganzen Sommer habe sie in Tschechien verbracht und sogenannte Mofette untersucht, erklärt sie. Dabei handelt es sich um Austrittspunkte von Kohlenstoffdioxid in Böden mit einer Temperatur unter 100 Grad Celsius. Diese können mehrere hundert Meter tief sein. Im Rahmen von Match Field Processing, der Adaption von Methoden aus anderen Bereichen, habe Umlauft mithilfe von Methoden aus der Ozeanakustik einen solchen Kanal lokalisiert. Ob solche Lokalisierungen korrekt sind, könne man in der Regel aber kaum überprüfen.

„In der Geophysik ist es oft so: Man will gerne was Zerstörungsfreies machen, man will auch nicht bohren, weil man das System intakt lassen möchte und es ist auch sehr teuer zu bohren“, erklärt sie. Da es sich bei Umlaufts Doktorarbeit jedoch um eine Voruntersuchung für eine bereits geplante Bohrung in der Gletscherregion gehandelt habe, habe sie die Chance gehabt, ihre Resultate überprüfen zu lassen. „Ich habe richtig viele Nächte nicht geschlafen, weil ich Angst hatte, dass sie jetzt 200 Meter tief bohren, was so unglaublich aufwendig und teuer ist, und nichts finden. Aber sie haben es gefunden, auch in der Tiefe, in der ich es lokalisiert habe“, erzählt sie mit einem Lächeln.

Das Forschungsfeld des Rauschens, auch Noise genannt, in dem sich Umlauft bewegt, sei relativ neu. Hierbei würden Wellenformen natürlicher Umweltprozesse wie die des Wasserflusses oder auch des Raschelns der Blätter näher untersucht – mit den menschlichen Sinnen schwer unterscheidbare Frequenzen. Die klassische Geophysik habe sich lange Zeit auf Erdbeben konzentriert, weswegen sich mit Noise noch nicht sehr lange beschäftigt werde. Auch die Environmental Seismology Community sei jung und noch nicht besonders groß. „Es ist ein sehr nettes, vertrautes und freundschaftliches Miteinander“, schildert Umlauft, „das ist jedoch sowohl ein Pro als auch ein Con.“ Derzeit denke sie mit anderen Mitgliedern der Community über einen Verhaltenskodex sowie die Organisation von Ansprechpartner*innen für Probleme nach. „Dazu wollen wir Kanäle einrichten.“ Dennoch habe sie bisher keine Schwierigkeiten innerhalb ihrer Community erfahren und erzählt von einem schönen Zusammensein.

Johanna Klima

Farbe an die Wand!

Von leeren Sprühdosen und zerrissenen Ärmeln

Fotos: privat

In puncto Streetart hat Leipzig viel zu bieten. Wer ab und zu auf Graffitis achtet, dem dürften die Schriftzüge Lina, Taco oder Snow geläufig sein. Es ist wenig darüber bekannt, wer sich hinter den Künstler*innen verbirgt. Wer keine Lust hat, eine Geldstrafe zu kassieren, agiert im Dunkeln. Gerade das Unantastbare, das Unbekannte, jedoch offen Sichtbare, macht das Mysterium des Graffitis aus. Durch die Illegalität erfährt die Aktivität des Sprayens eine Glaubwürdigkeit, welche für Kunst und Kultur, die von der Straße kommt, essenziell ist. Ich habe mich im Bekanntenkreis umgehört und Personen kontaktiert. Mit Hilfe dieser werde ich Sarah treffen, die Kunst studiert, Amelie, die aus Paris nach Leipzig gezogen ist und einen erfrischend offenen Umgang mit dem Sprayen hat, und Pablo, einen Bekannten von mir, der schon länger sprayt.

Raumaneignung

Um 12 Uhr an einem Samstag bin ich mit Sarah in Reudnitz verabredet. Sie tätowiert nebenbei. Zwei neue Tattoos wollte ich sowieso, also verbinden wir den Plausch mit einer Session. Kurz vor 11 Uhr vibriert mein Handy: „Mäuschen, können wir doch 13 Uhr machen?“

Mit dem Zeigefinger fahre ich an den Namensschildern entlang, ganz oben mache ich Halt. Ich drücke den Knopf und die Tür geht auf. Als ich die Wohnung betrete, steht Sarah vor dem Spiegel im Bad und putzt sich die Zähne. „Schön, dass du da bist, Maus. Tut mir leid, dass wir es nicht eher geschafft haben. Ich habe eine lange Nacht hinter mir“, begrüßt sie mich. Wir setzen uns auf ihren Balkon und ich drehe mir eine Zigarette. Sarah legt sich, gekleidet in eine schwarze Jogginghose und ein schwarzes Oberteil, auf die Bank. Das Outfit wird von einer ebenfalls schwarzen 2000er Sonnenbrille, besetzt mit Strasssteinchen, abgerundet. Sie funkeln in der Sonne. Ich schaue auf das Parkhausdach und bemerke die erstaunlich sauberen Fassaden der obersten Ebene. Sarah erzählt mir, dass sie über Freund*innen zum Sprayen gekommen ist. Darüber nachgedacht hatte sie aber schon länger. Für sie geht es vor allem um Raumaneignung. Sarah hatte früher oft das Gefühl, nicht existieren zu dürfen. Graffiti stellt deshalb für sie ein Ausbrechen aus diesen beengenden Verhältnissen dar. „Man kommt nicht drumherum. Wenn ein Graffiti gut platziert ist, dann sieht man es, ob man will oder nicht. Man sagt: Hier bin ich, komm damit klar.“

Aus diesem Grund ist für Sarah auch jede Art von Graffiti wertvoll: „Viele regen sich immer auf, dass es so viele schlechte Tags gibt und nur wenige wirklich gute Graffitis. Ich bin da anderer Meinung.“ Für sie sei jede Art von Graffiti gut, weil es den öffentlichen Raum berühre und somit automatisch gesellschaftskritisch wirke.

Wieder drinnen bereitet sie die Nadel vor. Ich frage sie, ob Streetart eigentlich auch in der akademischen Kunstwelt eine Rolle spielt. „Eher weniger“, meint Sarah.

Gerade an der Kunsthochschule sei es nicht gerne gesehen, wenn Bewerber*innen Graffiti-Stile in ihrer Bewerbungsmappe benutzen würden. Allerdings, sagt Sarah, gebe es bereits Galerien, die Graffiti-Art ausstellen. „Das verstehe ich nicht, denn Graffiti lebt doch gerade davon, dass es inhärent unverkäuflich ist“, sagt sie. Aus diesem Grund könne sie auch nicht so viel mit Künstler*innen wie Banksy anfangen. „Nicht nur sein Stil ist einfältig, auch die Selbstmystifizierung ist mir suspekt. In der Szene sieht man Banksy eher als Mainstream-Künstler. Als ein weichgewaschenes Massenprodukt, welches Millionen Erträge erzielt.“

Nachdem wir fertig sind, setzen wir uns noch einmal auf den Balkon. Warum Graffiti und Streetart eigentlich so eng mit anderen Subkulturen wie dem Tätowieren verbunden sind, möchte ich von ihr wissen. „Irgendwie geht es halt auch um eine Art Selbstsabotage. Beim Tätowieren sagt man der Gesellschaft: Schaut her, welche Macht ich besitze, mit meinem Körper zu machen, was ich möchte“, antwortet Sarah. „Und beim Sprayen zeigt man, wie man die Macht hat, Kunst zu machen, wo man möchte. Raumaneignung eben.“

Bevor ich gehe, frage ich Sarah noch nach einem Tipp fürs Dosen kaufen. „Immer drauf achten, ob du low- oder high-pressure Dosen kaufen willst. Bei high-pressure Dosen ist der Druck größer und die Linien werden dicker. Kommt aber auch noch drauf an, welche cap du nimmst, also welchen Aufsatz.“ Zum Abschied umarmen wir uns. Wieder im Treppenhaus fallen mir diesmal allerlei Schriftzüge auf.

Amelie in Aktion.

Freiheit

Nachdem ich im Geschäft „Betterrun“ für Graffitizubehör für fünf Dosen rund 21 Euro auf den Tisch gelegt habe, treffe ich Amelie in einer leerstehenden Bahnhofshalle in Leipzig Süd-Ost. „Leipzig ist perfekt für Street-Art. Überall gibt es lost places in der Stadt“, erklärt mir Amelie. Aus Paris kenne sie das nicht, aber hier in Leipzig gebe es selbst im Zentrum alte, verlassene Industriegebäude. Gemeinsam finden wir eine schöne Stelle zum Malen. Amelie sieht sich die Farben an und entscheidet sich für ein knalliges Lila. Ob sie ein Konzept habe, frage ich sie. „Ich habe eigentlich nie ein Konzept“, antwortet Amelie. „Ich weiß nie, was ich malen werde, wenn ich das Haus verlasse. Das ist aber auch das Schöne, denn genau das ist Streetart für mich.“

Nach einer Dreiviertelstunde sind wir fertig. Amelie hat eine abstrakte Figur gemalt, ich habe mich an einem Schriftzug versucht. Zum Abschluss klettern wir auf ein Vordach. Als die Sonne hinter einem Bürogebäude verschwindet, verabschieden wir uns. Ihr grüner Pullover ist mit Farbe befleckt und ihre Schuhe leuchten in auffälligen Sprühfarben. Auch ich merke, dass mein Rucksack einiges abbekommen hat. Er hat jetzt rosa Sprenkel an der Seite. Kollateralschäden, denke ich mir, und eigentlich sieht‘s auch ganz hübsch aus.

Wo sind gute Stellen?

Throw Up

Dass Sprayen auch gefährlicher und teuer sein kann, lerne ich von Pablo. Er hat schon lange ein Auge auf ein bestimmtes Industriegebäude geworfen, welches noch in Betrieb ist. Mit ernstem Blick gibt er mir zu verstehen, dass er auf keinen Fall auf irgendwelchen Fotos auftauchen möchte. Ein Freund von ihm müsse bereits mehrere tausend Euro Strafe bezahlen, da er erwischt wurde. Keine Fotos, gut. Was noch? Schwarze Kleidung ist ideal. Für mehr Sicherheit ginge auch eine Skimaske oder ein Tuch. „Fühlt sich etwas pathetisch an, aber sicher ist sicher, Digger. Ich bin da halt etwas paranoid“, erklärt Pablo. „Ich hab‘ auch immer noch eine Bauchtasche dabei. Da habe ich dann alles Wichtige drin. Schlüssel und so’n Scheiß halt. Da kann man den Rucksack auch schnell mal wegwerfen, wenn die Bullen kommen und du rennen musst.“

Ein paar Tage später fahren wir gemeinsam nach Plagwitz. „Ich habe das Gelände schon mal so ‘n bisschen ausgecheckt. Eigentlich sollte das ‘ne saubere Nummer werden. Wenig Kameras. Hab‘ das Areal auf jeden Fall gut im Blick, ich weiß, wo‘s easy ist.“

Den Haupteingang meiden wir, stattdessen geht es durch Dickicht und Gestrüpp. Irgendwann kommen wir an einem Metallzaun an. Dort ist ein Schild angebracht, auf dem steht: „Grundstück wird videoüberwacht! Unbefugten ist das Betreten des Betriebsgeländes streng verboten. Eltern haften für ihre Kinder.“ Pablo schaut mich an, und als ob er meine Gedanken lesen könnte, meint er: „Wie gesagt Digger, ich hab‘ das schon ausgecheckt, hier hinten habe ich echt keine Cams gesehen.“

Nachdem Pablo seinen Rucksack auf die andere Seite geschmissen hat, klettern wir über den Zaun. Oben bleibt er an einer der Streben hängen und reißt sich ein kleines Loch in den Ärmel. Einmal auf der anderen Seite angekommen, fühlt sich eigentlich alles normal an. Je älter das Industriegebäude, desto besser, denn hier finde man noch allerhand Wege, erzählt mir Pablo, während wir auf einer kleinen Erhebung dicht an der Wand des Gebäudes entlang huschen. Plötzlich bleibt Pablo stehen. Er dreht sich um und zeigt grinsend auf ein Metallrohr, welches ungefähr drei Meter nach oben führt, bevor es in einem kleinen Schacht verschwindet. „Da geht’s rauf“, meint er. Ein paar Sekunden später ist Pablo bereits oben, ich folge ihm. Nach ein paar Spinnenweben im Gesicht, welche ich angeekelt mit dem Handrücken wegwische, stehen wir auf dem Vordach. Ab jetzt wird kein Wort mehr geredet. Pablo geht in leicht gebückter Haltung vorneweg. Wir gelangen auf eine Treppe, welche außen am Gebäude entlangläuft. Ganz oben angekommen, geht es auf einen kleinen Absatz. Ich genieße die Aussicht, während ich hinter mir bereits das Klackern der Kugeln in den Sprühdosen höre. In unter zehn Minuten taggt Pablo ein Throwie, ein schnell an die Wand geworfenes Graffiti. Gemeinsam schauen wir nochmal über die Stadt, bevor es über den gleichen Weg wieder nach unten geht.

„Sauber“, höre ich Pablo murmeln.

„Wie du‘s gesagt hast“, füge ich hinzu und wir beide müssen lächeln.

anonym

MELDUNGEN

Erneuern

Die Stadt Leipzig will die Förderung der freien Kulturszene durch die Einführung einer Basisförderung neu ausrichten, wie die Dienstberatung des Oberbürgermeisters am 25. Mai kundgab. Die Förderung könne Antragstellern über vier Jahre hinweg mit insgesamt maximal 2.000 Euro mehr Planungssicherheit und eine nachhaltigere Entwicklung gewährleisten. Ab 2025 soll die Neuerung der Fachförderrichtlinie Kultur in Kraft treten, bis dahin sind freie Künstler weiterhin auf einmalige Zuschüsse nach einem zweistufigen Bewerbungsverfahren angewiesen. Am 29. Juni findet eine öffentliche Infoveranstaltung des Kulturamtes statt, um über die Neuregelung aufzuklären.

Erweitern

Auf dem Gelände der Gemeinschaftsunterkunft Friederikenstraße 37 in Leipzig Dölitz-Dösen sollen ab Oktober 2023 neue Plätze zur Unterbringung von Geflüchteten geschaffen werden. Dies gab die Dienstberatung des Oberbürgermeisters am 25. Mai in einer Pressemitteilung bekannt. Die bisherigen 250 Plätze der Unterkunft seien bereits voll ausgeschöpft und eine Erweiterung könne bis zur geplanten Inbetriebnahme im April 2024 weitere 94 Plätze zur Verfügung stellen. Die Anzahl der Asylanträge steige seit 2020 stetig und Leipzig werde mit einer wachsenden Nachfrage nach Unterbringungsmöglichkeiten konfrontiert. Die Ratsversammlung im Juni soll klären, wie die 4,1 Millionen Euro für die Bauvorhaben bereitgestellt werden.

Ergeben

Die Leipziger Stadtratsfraktion der Partei Bündnis 90/Die Grünen, auf deren Antrag hin 2009 das Dialogforum Flughafen Leipzig/Halle gegründet wurde, wird aus diesem austreten. Das verkündete die Fraktion in einer Pressemitteilung vom 24. Mai. Es könnten weder konkrete Ergebnisse vorgewiesen werden, noch seien vom Rat beschlossene Maßnahmen umgesetzt worden. Das Forum sollte die Interessen zwischen dem Flughafen und Anwohnern verhandeln, doch es sei ein „Dialog um des Dialogs willen, ohne Sinn“, äußerte der flughafenpolitische Sprecher der Fraktion. Auch SPD-Stadtrat Andreas Geisler ist mit einem Austritt nachgezogen: „Jede Idee der Betroffenen wurde von den Verantwortlichen weggebügelt.“

Henriette Pals

Einfach nochmal benutzen!

Leipzigs erster Secondhand-Baumarkt „Materialbuffet“

Ein Buffet, allerdings! Wer nach Holz, Kunststoff oder Glas sucht, wird sich über den Gang freuen, der als „Vorspeise“ betitelt ist. Soll es doch lieber Vlies, Schnur oder Garn sein? Dann muss man bis zum dritten Gang laufen, um satt zu werden. Verschiedene Gänge, gefüllt mit allen möglichen Baumaterialien, von Holzplatten bis zu Stoffen, erstrecken sich auf 150 Quadratmetern Ladenfläche in der Diezmannstraße 20. Schaut man etwas genauer durch die Regale, fallen einem selbst Dinge wie Ordner oder Lampenöl in die Hände, aber auch an Schrauben und Muttern fehlt es hier nicht.

Der Secondhand-Baumarkt „Materialbuffet“ wurde im Herbst 2021 von Trashgalore eröffnet. Diese Initiative vermittelt bereits verwendetes Material wie Bühnenteile von Auftritten an andere Projekte weiter, um eine weitere Nutzung realisieren zu können. Da es vorher keine Secondhand-Baumärkte in Leipzig gab, war die Idee von einem festen Platz für das Vermitteln von gebrauchten Materialien geboren. „Materialbuffet“ hat neben dem kleineren Standort im Leipziger Westen ein großes Lager in den Pittlerwerken, Stahmeln.

„Vor der Öffnung gab es schon Kontakt zu Initiativen und Festivalbetreiber*innen, wodurch es nicht schwierig war, sich einen Pool aufzubauen, aus dem wir die Materialien für den Laden bekommen“, erzählt Christian Berens, ein Mitarbeiter des Baumarkts. Da sich das Angebot allein durch Spenden zusammensetzt, seien sie darauf angewiesen. Weil „Materialbuffet“ beispielsweise in Kooperation mit der Oper, dem Theater oder auch dem Grassimuseum steht, kommen auch größere Dinge wie Bühnenteile in Umlauf, zum Beispiel die lebensgroße Statue eines Pferdes, das in zwei Teile geteilt in den Räumen des Ladens steht. Für solche Dinge gibt es oft einen festen Preis, doch die üblichen Waren werden in der Regel gegen eine Spende abgegeben, da „Materialbuffet“ ein gemeinnütziger Verein ist. Requisiten kann man sich gegen eine Gebühr ausleihen.

Wie macht ein Pferd aus Holz?
Foto: Leen Neumann

„Mit der Eröffnung des Ladens gab es die Idee, neben gebrauchten Materialien auch anderes anzubieten. Workshops, weitere Bildungsangebote und andere Projekte gehörten dazu, doch da die Miete besonders für den großen Lagerraum sehr hoch ist und natürlich auch Gehalt gezahlt werden muss, haben sich unsere Ziele etwas gewandelt“, erklärt Berens. Einige kleine Workshops gebe es trotzdem. Besonders mit Schulklassen finden Projekte statt, die den Austausch über Recycling sowie eigenes Bauen mit gebrauchten Materialien beinhalten. Aber auch Privatpersonen durften mit den Werkstoffen vor Ort bereits eigene Lampen bauen.

Der Fokus liegt momentan darauf, direkt in der Produktion zu beraten. So soll beispielsweise im Theater herausgefunden werden, wie man die Requisiten herstellen kann, ohne alles zu verkleben und zu verschrauben, damit die Einzelteile im Nachhinein noch nutzbar bleiben. Auch dass die Materialien im Umlauf bleiben, ist ein Zukunftswunsch von „Materialbuffet“. Die Stoffe sollen genutzt werden, an ein anderes Projekt weitergehen und eventuell in Teilen wieder zurückkommen. Somit soll all das Holz, Kleinkram wie Schrauben oder auch Einzelteile von Requisiten nicht nur zweimal, sondern noch öfter genutzt werden.

Auch wenn viele verschiedene Materialien zur Verfügung stehen, wie beispielsweise Kabel, Stoffzuschnitte, Lampenöl und Silikonentferner, fällt die Menge an Holz doch auf.

„Es kommt natürlich auf die Saison an, aber Holz hat in der Regel die höchste Nachfrage“, erklärt Berens. Tatsächlich kommen die meisten Kund*innen herein, um sich etwas von dem Holz zu nehmen, oder begutachten es zumindest mit großem Interesse. „In diesem kleineren Laden kaufen größtenteils Privatpersonen für verschiedene Projekte oder ihre Kleingärten ein. Das größere Lager beanspruchen beispielsweise Festivals, da dort auch die größeren Requisiten stehen“, sagt Berens.

Ein letzter Blick durch den Laden in der Diezmannstraße zeigt, dass er ein Ort zum Ankommen und auch zum Bleiben ist. Neben der Ware gibt es auch eine Leseecke, die mit verschiedenen Büchern zum Stöbern einlädt. Neben handwerklichen Büchern lassen sich auch welche finden, die sich beispielsweise mit trans*-Themen beschäftigen. Das macht die Atmosphäre nicht nur gemütlicher, sondern auch sicher.

Leen Neumann

Die VEB-Globus-Werke

Stadtgeschichten

Das Gebäude der Fritz Schulz Junior AG, einem auf die Produktion von chemischen Produkten spezialisierten Betrieb im Leipziger Stadtteil Plagwitz, wird den wenigsten ein Begriff sein. Der 1897 als Produktionsstätte errichtete erste Gebäudeteil wurde mit einer damals hochmodernen, besonders leichten und dennoch zum Halt großer Lasten fähigen Eisenbeton-Rippendecke gebaut. Das Gelände untergliedert sich, neben einigen kleineren und heute stellenweise nicht mehr erhaltenen Gebäuden in ein Verwaltungsgebäude und ein Kesselhaus im Osten sowie ein langgestrecktes Wohngebäude im Westen und wird im Süden begrenzt durch das fünfgeschossige Hauptgebäude. Vor der Toreinfahrt des Hauptgebäudes ruht der namensgebende Globus auf den Schultern eines steinernen Atlas, einem Titan der griechischen Mythologie, dessen Aufgabe darin besteht, die Weltkugel auf seinen Schultern zu tragen. Diese namensgebende Plastik wurde erst in den Jahren zwischen 1909 und 1911 hinzugefügt.

Im Zuge der 38 Bombardements des Leipziger Stadtgebiets zwischen Oktober 1943 und April 1945 wurde das Fabrikgebäude der Fritz Schulz Junior AG in Teilen des Hauptgebäudes bis auf das erste Obergeschoss ausgebombt. Dieser Zustand sollte noch einige Jahre anhalten, sodass die letzten provisorisch errichteten Notdächer erst im Jahr 1957 mit dem Wiederaufbau des Dachgeschosses verschwanden. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs wurde der Betrieb verstaatlicht und logierte fortan unter dem Namen „Variochem – Volkseigener Betrieb Globus Werke“ und später „Vereinigung Volkseigener Betriebe Sapotex – Volkseigener Betrieb Globus-Werke “, wobei ein Volkseigener Betrieb eine Form des in der DDR vorkommenden Staatsbetriebs bezeichnet. Nach der Verstaatlichung wurden hier verschiedenste chemische Gebrauchsprodukte wie die noch heute existierende Polierpaste „Elsterglanz“, Reinigungsmittel oder auch die KFZ-Bremsflüssigkeit „Karipol“ produziert. Der einsetzende Kalte Krieg sorgte allerdings nicht nur dafür, dass die DDR-Regierung ein Interesse an der sich wieder in Bewegung setzenden chemischen Industrie hatte. Auch der amerikanische Auslandsgeheimdienst interessierte sich für diesen Wirtschaftszweig. So taucht in einem mittlerweile öffentlich zugänglichen Bericht über das produzierende Gewerbe der Sowjetischen Besatzungszone aus dem Jahre 1950 der Name dieses unscheinbaren chemischen Betriebs auf. Über die Gründe lässt sich nur mutmaßen.

Das ehemalige Verwaltungsgebäude

Das Gebäude stand wieder, die Produktion lief auf den teilweise aus den 20er Jahren stammenden Maschinen, bis die mittlerweile umbenannte „VEB ‚Otto Grotewohl' Böhlen, Betriebsteil Autopflegemittel Karipol Leipzig“-Fabrik nach dem Mauerfall durch die Treuhandanstalt, eine Einrichtung des Bundes zur Reprivatisierung der ehemaligen DDR-Staatsbetriebe, in ein Privatbetrieb überführt wurde und Mitte der 90er Jahre ihre Türen schloss. Zwanzig Jahre lang blieb der Gebäudekomplex ungenutzt und wurde zur Ruine. Im Jahr 2016 wurde der Block dann durch einen Investor grundlegend saniert, beherbergt heute 62 Wohn- und fünf Büroeinheiten und darf unter seinem alten Namen „Globuswerke“ residieren.

Paul Westerkamp

Welche Rechte hat die Natur?

Klimaschutz aus juristischer Perspektive

Bereits im Jahre 2018 mahnte der Intergovernmental Panel on Climate Change, kurz IPCC, dass die Einhaltung des 1,5-Grad-Ziels aus dem Pariser Klimaabkommen nur noch mit größter Anstrengung zu erreichen sei. Dürren, Überschwemmungen und weitere Folgen, die sich aus dem Klimawandel ergeben, würden bei einer Verfehlung des Ziels noch viel katastrophaler ausfallen. Mit zunehmenden sichtbaren Auswirkungen des Klimawandels werden auch gesetzliche Regelungen zum Klimaschutz immer konkreter und strenger. Aber wie sieht das in Deutschland aus? Welche Rechte hat unsere Natur hier?

Das Erreichen des 1,5 Grad-Ziels wird immer unwahrscheinlicher. **Foto: Unsplash**

Im Kern sind Umweltschutz und die Bewahrung unserer Ökosysteme durch den Artikel 20a des Grundgesetzes geregelt. Dieser verpflichtet den Staat dazu, natürliche Lebensgrundlagen zu schützen und dabei auch in Verantwortung für künftige Generationen zu handeln. Wie das in verschiedenen Bereichen genau passieren soll, legt das Umweltrecht fest. Dieses beinhaltet verschiedene Gesetze, wie zum Beispiel das Bundesnaturschutzgesetz oder das Bundesklimaschutzgesetz. In Artikel 20a wird der Umweltschutz zum Staatsziel erklärt. „Das ist ein wichtiger Unterschied, denn ein Grundrecht auf Umweltschutz ergibt sich daraus formal nicht“, erklärt Kathrin Schön von der Stiftung Forum Recht. Sie moderiert „Justice, Baby!“, den Podcast der Stiftung. In Folge vier sprach sie bereits mit Expert*innen aus der Wissenschaft über die Rechte der Natur. Staatsziele würden zwar als Richtlinie für staatliches Handeln dienen, seien aber erstmal nicht einklagbar, meint Schön.

Im März 2021 beschloss das Bundesverfassungsgericht dann aber, dass das Bundesklimaschutzgesetz in seiner damaligen Form mit den Grundrechten unvereinbar sei. Minderungsziele für Emissionen waren damals nur bis 2030 festgelegt, was laut Gericht zu Lasten der jüngeren Generation gehe. Schließlich würden die damit verbundenen hohen Minderungslasten nur auf den Zeitraum danach verschoben. Der Beschluss verwob die deutschen Klimaziele enger mit der Verfassung, beziehungsweise dem Artikel 20a des Grundgesetzes. „Seitdem ist Artikel 20a richterlich überprüfbar und der Klimaschutz ein einklagbares Recht“, so Schön.

Infolge des Urteils wurde das Gesetz im Juni 2021 überarbeitet und die im „Klimaschutzplan 2050“ festgelegten Ziele gesetzlich verankert. Dieser Plan stellt die klimaschutzpolitischen Grundsätze und Ziele der Bundesregierung dar, die sich am Pariser Klimaabkommen orientieren. Deutschland setzt sich darin schrittweise Emissionsminderungsziele in sieben Wirtschaftssektoren und möchte bis 2045 Klimaneutralität erreichen. Verkehrs- und Gebäudesektor tun sich darin jedoch besonders schwer, sie haben 2021 und 2022 die Klimaziele nicht erreicht. Der Koalitionsausschuss der Ampelparteien hat darauf mit einer Ankündigung zur Änderung des Klimaschutzgesetzes reagiert. Künftig sollen die vorgeschriebenen Jahresemissionsmengen der Sektoren in einer Rechnung zusammengefasst werden. Daraus ergäbe sich eine Gesamtverantwortlichkeit der Regierung und die Möglichkeit, dass Sektoren die Verfehlungen anderer Sektoren ausgleichen können.

So etwas schaffe aber nicht automatisch eine Basis für Klagen, erläutert Wolfgang Köck, Leiter des Departments Umwelt- und Planungsrecht des Helmholtz-Zentrums für Umweltforschung: „Man muss da zwischen einem Verstoß auf verfassungsrechtlicher Ebene oder einfacher gesetzlicher Ebene unterscheiden. Aufweichungen einzelner Verpflichtungen des Klimaschutzgesetzes sind nicht gleich ein Verstoß gegen die Verfassung und damit auch nicht gleich einklagbar.“ Ein verfassungsrechtliches Problem ergäbe sich laut Köck erst, wenn der Gesetzgeber es aufgeben würde, Klimapolitik zu machen, die dem in Paris vereinbarten Zielniveau entspricht, und wenn er es unterlässt, den Treibhausgas-Reduktionspfad für den Zeitraum bis zum Erreichen der in Paris vereinbarten Klimaneutralität festzulegen. Letzteres sei notwendig, um die Freiheitsrechte der jungen Generationen ausreichend zu wahren.

Bezogen auf den Klimawandel hat die Natur selbst laut Gesetz also erst einmal wenige Rechte. Bemühungen zur Erfüllung des Staatsziels sind weit gefasst, und obwohl es möglich ist, Klimaschutz einzuklagen, muss dem stets ein verfassungsrechtlicher Verstoß zugrunde liegen.

Jörn Salzwedel

Wohin führt der Weg?

Das Konzeptwerk Neue Ökonomie entwickelt wirtschaftliche Alternativen zum Kapitalismus

Ein Stapel von Broschüren liegt auf dem Tisch im lichtdurchfluteten Besprechungsraum des Konzeptwerks Neue Ökonomie: Gerechte Bodenpolitik, autofreie Städte und gerechte Wohnraumverteilung. Auf einem der Sofas sitzt Sina Reisch, Zuständige für Öffentlichkeitsarbeit des Konzeptwerkes. Die Räumlichkeiten sind in einem ehemaligen Fabrikgebäude im Westen Leipzigs. Gekocht und gegessen wird meist gemeinschaftlich. Dies ist nur einer der Punkte, die sich das Konzeptwerk in einer an den Bedürfnissen der Menschen orientiert wirtschaftenden Gesellschaft vorstellt und selbst bereits umsetzt. Auch eine Putzkraft gibt es nicht, jede*r der 27 festen Mitarbeiter*innen ist mal an der Reihe. Selbst eine feste Wochenstundenzahl fehlt, diese variiert zwischen 20 und 40 Arbeitsstunden. Sämtliche Entscheidungen werden demokratisch getroffen. „"Das Konzeptwerk soll ein inklusiver, offener, herrschaftsarmer Arbeitsplatz sein. Das geht nur mit ständiger Anti-Diskriminierungsarbeit! Deshalb haben wir langfristige, selbstkritische Lernprozesse über gesellschaftliche Diskriminierungen und Privilegien“, fasst Reisch die Herangehensweise an Lohnarbeit zusammen. „Wir arbeiten stets intersektional, emanzipatorisch und machtkritisch.“

Sina Reisch im Büro des Konzeptwerks. **Foto: Leonie Beer**

Doch was steckt hinter dem Ansatz des Konzeptwerks? Reisch erklärt, dass der Kapitalismus darauf basiere, immer weiter zu wachsen. Das gelinge durch Ausbeutung der Natur, des Menschen und die Kapitalisierung verschiedener Bereiche.

Hier setzt das Konzeptwerk an. Ziel ist es, am Aufbau alternativer Wirtschaftsweisen mitzuwirken. Dabei nehme es vor allem eine Netzwerkfunktion ein, indem es versuche, verschiedene Akteur*innen miteinander zu verbinden. Doch Konsumkritik allein reiche ihnen nicht. Dabei würde lediglich das private Konsumverhalten angeprangert. Das kapitalistische System, das dahintersteht, werde ausgeblendet. Auf die Frage, welche alternative Wirtschaftsform das Konzeptwerk anstrebt, antwortet Reisch ausweichend. Auch innerhalb des Konzeptwerkes würden verschiedene Positionen aufeinanderprallen. „Wir geben nicht den einen Weg vor, aber wir stellen Wegweiser auf“, erklärt sie. Diese würden mithilfe einer dreiteiligen Strategie entworfen. Zum einen ginge es darum, Alternativen zur aktuellen Wirtschaft zu entwickeln, beispielsweise solidarische Landwirtschaft. Zweitens werde versucht, die politischen Rahmenbedingungen zu verändern. Dabei würden Forderungen gestellt, die über Gesetzesänderungen hinausgehen und Transformationen ermöglichen. Das nenne sich dann revolutionäre Realpolitik. Zum Beispiel die realpolitische Forderung von Veränderungen in der Steuerpolitik, wie die Einführung einer Vermögenssteuer, die eine Umverteilung begünstigen würde. Die letzte Strategie besteht im Aufbau einer Gegenmacht, um Reformen umsetzen zu können. Dafür ist es wichtig, dass sich zahlreiche Akteur*innen zusammenschließen, um Diskurse zu verschieben. Doch bei alledem stellt sich die Frage, ob die Ideen über eine linksalternative Bubble hinaus Wirkung entfalten können, werden nicht vor allem Menschen erreicht, die sowieso schon ähnliche Vorstellungen haben. Deswegen sei die Öffentlichkeitsarbeit auch von großer Bedeutung, meint Reisch. Ein anderer Weg ist die Bildungsarbeit. Dafür organisiert das Konzeptwerk Konferenzen oder Zukunftswerkstätten zum Thema Klima und Energie. Außerdem bringen sie Material für Initiativen und lehrende Personen heraus. Bei allen Vorstellungen des Konzeptwerks, sei es Wohnen, Arbeitsumfeld oder Landwirtschaft, gehe es um ein solidarisches Miteinander. All das soll sozial, ökologisch und gerecht sein. Reisch ist überzeugt: „Der Wandel kommt aus der Gesellschaft.“ Gleichzeitig ist es ein langer Weg und viele Menschen könnten sich eher ein Ende der Welt als ein Ende des Kapitalismus vorstellen, führt Reisch aus. Wie ist es möglich, dabei optimistisch zu bleiben und weiterzukämpfen? Ganz nüchtern stellt Reisch fest: „Wir haben keine andere Wahl.“

Leonie Beer

Gemeinschaft

Der Mensch kann nicht alleine sein – Beisammensein steigert sein Wohlbefinden und das Lebensgefühl. Drei *luhze*-Autorinnen haben sich angeschaut, wo in Leipzig Menschen aus unterschiedlichen Gründen auf Gemeinschaft angewiesen sind.

Grafiken: Sara Wolkers

Ein Ort der Sicherheit

Leipziger Gruppe bietet ehrenamtliche Hilfe

Auf die Frage, aus wie vielen Leuten ihr Team bestehe, reagieren die Ehrenamtlichen Pia, Iuliia und Jeanette mit einem lauten Lachen. Inklusive unregelmäßiger Helfer*innen bestehe das Kollektiv aus lediglich etwa zehn Personen. Alle von ihnen arbeiten auch nebenbei, obwohl die Organisation ihres Projektes „eigentlich ein Vollzeitjob“ sei, erzählt die Gruppe.

Space Leipzig ist ein Freiwilligenkollektiv, das sich mit Aufkommen der Fluchtbewegung aus der Ukraine in Leipzig entwickelt hat. Die Ehrenamtlichen, die damals die Erstversorgung der Geflüchteten in der Nähe des Hauptbahnhofes organisierten, beschäftigen sich heute mit weniger akuten, aber genauso dringenden Sachverhalten: Unterstützung bei der Wohnungs- oder Jobsuche, Beratung bei Fragen zu Aufenthaltsrecht, aber auch politischem Aktivismus.

An zwei Tagen der Woche bietet Space Leipzig Beratungen in ihren Räumlichkeiten auf der Eisenbahnstraße an, dazu jeden Sonntag die Küfa, die Küche für alle. Dort sitzt das Kollektiv erst seit Kurzem. Ziel hinter ihrem Umzug aus der Lessingstraße sei es gewesen, sich an die veränderte Zielgruppe anzupassen. Während Space Leipzig im März 2022 besonders von Menschen, die aus der Ukraine ankamen, für Versorgung mit Essen, Hygienemitteln und Vernetzung in Anspruch genommen worden ist, kristallisierte sich nach einiger Zeit eine besonders bedürftige Gruppe heraus: aus der Ukraine geflüchtete Drittstaatler*innen, beispielsweise Studierende. Diesen wurde nicht, wie Staatsangehörigen der Ukraine, nach Paragraf 24 Aufenthaltsgesetz längerfristiger Aufenthalt gewährt. Sie waren und sind daher besonders dringend auf Hilfe und Beratung bezüglich ihres Aufenthaltstitels und ihrer Rechte in Deutschland angewiesen. Heute hat das Team von Space Leipzig daher kaum noch mit Ukrainer*innen Kontakt. Neben den Drittstaatler*innen aus der Ukraine nehmen aber auch Geflüchtete und Migrant*innen aus anderen Ländern die Hilfsangebote wahr.

Space Leipzig bei der Essensausgabe Foto: René Pertzsch

Der Grund, warum Space Leipzig so eine hohe Nachfrage erreiche, liege auch darin, dass es nicht ausreichend staatliche oder nichtstaatliche Organisationen für derartige Hilfsangebote gebe, so die Mitglieder des Kollektivs. Erstaufnahmeeinrichtungen besuchen sie nach eigenen Angaben gar nicht erst, weil sie die Nachfrage nicht stemmen könnten. Die Hilfesuchenden seien teilweise sehr verzweifelt, wenn sie in Kontakt mit den Ehrenamtlichen treten, und deren Arbeit sei dementsprechend auch psychisch belastend.

Die Ehrenamtlichen haben wedereine psychologische noch eine fachliche Ausbildung für ihre Arbeit und werden auch finanziell nicht staatlich unterstützt. Auf dem Couchtisch in Iuliias WG liegt ein Buch zur Einführung ins Asylrecht. Außerdem stehen sie in Kontakt mit mehreren Anwält*innen, die sich derzeit unter anderem mit dem Fall einer möglichen Abschiebung eines Drittstaatlers auseinandersetzen. Aber eine solch professionelle Beratung muss aus den Mitteln des Teams bezahlt werden. Sie finanzieren sich über private Spenden: Auf Festivals oder Konzerten sammeln sie Soli-Beiträge und betreiben in den sozialen Netzwerken Öffentlichkeitsarbeit. Einige der Ehrenamtlichen haben auch schon privates Geld in das Projekt gesteckt. Staatliche Unterstützung, so heißt es aus dem Team, bekomme man vor allem für kulturelle Projekte, und sie sei nur unflexibel nutzbar. Seit die Aufmerksamkeit der Bevölkerung für die Geflüchteten aus der Ukraine abgeflaut ist, seien auch die Spendenbeiträge zurückgegangen. „Man spendet eben eher für das, was man unmittelbar sehen kann“, sagt Pia nüchtern. Wie lange sich das Projekt noch durch Spenden finanzieren lässt, wüssten sie noch nicht.

Die Mitglieder des Kollektivs sind untereinander freundschaftlich verbunden. Etwa fünf von ihnen bilden den Kern, der sich mit der Struktur und Organisation beschäftigt. Davon sind mittwochs und freitags immer zwei bis drei in ihren Räumlichkeiten auf der Eisenbahnstraße und führen beispielsweise Beratungen durch oder helfen, Bewerbungen zu verfassen. Dies geschieht sehr niedrigschwellig, ohne Termine als offener Raum, der nach Bedarf genutzt werden kann. Auch die Kommunikation verläuft eher informell: Die Nummern der Ehrenamtlichen werden innerhalb der Community weitergegeben oder sie werden auf Instagram angeschrieben.

Neben den direkten Hilfsangeboten engagiert sich Space Leipzig aber auch im politischen Aktivismus. Die Ehrenamtlichen helfen bei der Organisation von Demonstrationen und produzieren Dokumentarfilme über Sachverhalte, auf die sie mehr öffentliche Aufmerksamkeit lenken wollen. Dazu gehören Filme über Arbeitsbedingungen Geflüchteter oder das Leben in Geflüchtetenunterkünften.

Hinter diesem Engagement steht die Motivation der Ehrenamtlichen in einem größeren Zusammenhang. „Wir möchten das eigentlich nicht gerne machen“, sagt Iuliia in Bezug auf ihre ehrenamtliche Arbeit. Damit meint sie, dass ihre Hilfe gar nicht notwendig sein sollte. Viel lieber würden sie den Space als einen Ort für kreativen Austausch auf gleichberechtigter Ebene sehen. Dazu betreiben sie Aktivismus für eine gesellschaftliche und politische Veränderung.

Emma Eckhoff

Alle(s) unter einem Dach

Gemeinschaft in einem Mehrgenerationenhof

Ich sag nie, dass es nicht geht“, bekundet Marco entschlossen, während er voran durch das hohe Gras am Rande des Hofes stapft. „Eine Lösung gibt es immer und ich habe die Scheu verloren, auszuprobieren.“

Dass Marco diese Einstellung lebt, sieht man seinem Zuhause an. Der „Generationenhof“ im Herzen Lindennaundorfs am westlichen Stadtrand von Leipzig strotzt vor liebevollen Umsetzungen großer und kleiner Träume. Vom Kinderwald über einen Kreativbauwagen, einen Gemüsegarten, Insektenwiesen oder Baumhäuser – das unendlich weite Gelände birgt Rückzugsorte, Erlebnisspielplätze und eine riesige Ideenschmiede für jedes Alter, letztere vor allem auch für Marco. Zusammen mit seiner Frau habe es ihn vor sechs Jahren aus dem anonymen, belebten Leipzig in die friedlichen, familiären Gefilde des Hofes gezogen. Was 2013 lediglich als Unterstützung der Visionen ihrer guten Freundin Sina Gado, der Gründerin des Hofes, begann, endete mit dem Einzug auf dem Hof in einem völlig neuen Lebensstil.

Zügigen Schrittes und mit einem gespannten Lächeln spurtet Marco, der heutige Hausmeister des Hofes, unter den Pavillon im Zentrum des hell erleuchteten Vierseitenhofes. Wie eine schattenspendende Oase taucht dieser alles in ein warmes Licht. Unter dem Pavillon gilt die Regel: nie aufsuchen, wenn man allein sein möchte, denn dort darf sich jeder ungefragt dazugesellen. Mit Basecap und kurzer Hose lehnt sich Marco in einem Stuhl zurück. Er beginnt nach einer kurzen Vorstellung, voller Stolz von den Wänden, Gärten und vor allem den Menschen zu berichten, die ihn umgeben. Oder wie er sie nennt: seine Wahlfamilie. Schnell sind alle Klischees des distanzierten und wortkargen Hausmeisters aus dem Weg geräumt.

„Auf dem Generationenhof lebt zum einen die WG Maxi“, erklärt er, eine Wohngemeinschaft aus Kindern und Jugendlichen, die aktuell aus verschiedenen Gründen nicht in ihren Familien leben können. Die Hofgemeinschaft aus circa 30 Personen unterschiedlichen Alters, die alle eigene Wohnungen auf dem Hof haben, bildet das Nest dieser WG und unterstützt sie neben den zuständigen Pädagogen. Viele der Familien, Senioren oder Einzelpersonen, die heute Teil der Hofgemeinschaft sind, haben sich schon länger nach alternativen Wohnprojekten umgesehen und dann beim Probewohnen auf dem Hof gemerkt, dass es passt. Die Firma hinter dem Generationenhof hat auch noch andere Wohngemeinschaften in Grünau für mittlerweile 56 Kinder und Jugendliche sowie einige junge Eltern, die ganz unterschiedliche Wege in die sozial betreuten Wohnprojekte geführt haben. Sina Gado, welche selbst mit Pflegekindern in einem Mehrgenerationenhaushalt aufgewachsen ist, hat das Projekt zusammen mit ihrer Mutter ins Leben gerufen. Sie sind von den Vorteilen überzeugt, die ein generationenübergreifendes Leben mit sich bringt. Die Hofgemeinschaft könne den Pflegekindern vieles geben, was in gewöhnlichen Heimen fehle, meint Marco. Ausschlaggebend seien vor allem das Vertrauen und die große Offenheit, die sich alle Bewohner entgegenbringen. „Jeder ist Ansprechpartner und hat ein offenes Ohr bei Problemen.“ Durch die verschiedenen Generationen komme eine Fülle an Qualitäten und Talenten zusammen, die es schafft, verschiedenste Bedürfnisse zu erfüllen.

Hier wird Gemeinschaft großgeschrieben. Foto: Marco Wegner

Für Marco ist das Zusammenleben mit dieser bunten Mischung von Menschen, die er schätzt und ins Herz geschlossen hat, das wirklich Besondere an seiner Wohnsituation. „Es ist wichtig, sich mit den Menschen zu umgeben, die man gernhat“, wiederholt er eindringlich und nickt dabei vor sich hin. Doch mit Mögen geht nicht immer gleich Harmonie einher. Wie das Zusammenleben bei ihnen so reibungslos funktioniert, können sich Marco und Helga, die auch Bewohnerin des Hofes ist und sich inzwischen neben ihn gesellt hat, selbst nicht so ganz erklären. Man müsse erstmal lernen, die persönlichen Erfahrungen hinter dem zu sehen, was jeder Einzelne beiträgt. „Wer nie einen Garten hatte, sieht nicht, dass Unkraut gejätet werden muss“, erklärt Marco. Doch Verständnis brauche Zeit. Am Anfang sei das Konfliktpotential wesentlich höher gewesen, gibt er zu und schmunzelt. Mittlerweile würden die Bewohner aber wie in einem Zahnrad ineinandergreifen. Jeder gebe, was er kann, wenn er will, und zum Schluss sei es für alle genug. Am Ende wiederholt er im Licht der letzten Sonnenstrahlen: „Die Bewohner sind wie Tierkreiszeichen und der ganze Hof bildet dann erst den Kreis.”

Marco wirkt glücklich mit seiner Entscheidung, auf den Hof zu ziehen. Mit seinem Drang nach Interaktion und seiner kreativen, tatkräftigen Natur scheint er dort alles gefunden zu haben, was er braucht. So sieht er das Leben auf dem Hof auch als Altersvorsorge. Er und seine Frau haben nicht mehr vor, noch einmal wegzuziehen. Wenn Altern und Heranwachsen miteinander einhergehen, ist sowas möglich. Auf die Frage, ob Marco abschließend noch etwas zu sagen hätte, meint er, dass es eine Infoveranstaltung gebe, die man besuchen könne. Es gebe viele Menschen, die mit ihrem Platz in der Gesellschaft unzufrieden sind. Wenn man diese als Motivation nutzt, könne man in Zukunft vielleicht mehr Projekte wie den Generationenhof schaffen, hofft er. Projekte, in denen verschiedenste Menschen sich mit ihren Stärken und Schwächen annehmen und versuchen, aus der Kraft der Gruppe außerordentliche Lösungen zu schaffen, die wie der Generationenhof ein Leben in Gemeinschaft möglich machen.

Henriette Pals

Aus Progression wird Konservatismus

Ein kurze geschichtliche Einordnung der umstrittenen Leipziger Studierendenverbindungen

Die politischen Einstellungen und Regularien von Studierendenverbindungen gelten heute oftmals als konservativ, obwohl die Intention ihrer Gründung im 19. Jahrhundert war, sich für Demokratie in Deutschland einzusetzen. Eine Idee, die schnell in Nationalismus umschlug.

Die meisten Mitglieder einer Studierendenverbindung leben gemeinsam in einem Haus. Eine günstige Miete und Personal, das für die Mitglieder kocht oder putzt, sind für viele ein Grund, einer Verbindung beizutreten. Allerdings müssen sie Traditionen und Regeln befolgen. Der Alltag ist zu großen Teilen vorgeben. Die Teilnahme an gemeinsamen Mahlzeiten und Sportaktivitäten ist Pflicht. Außerdem gibt es innerhalb der Verbindungen hierarchische Strukturen, denen sich Mitglieder unterordnen müssen. Rund 35 Prozent aller Verbindungen sind schlagend. Das bedeutet, Mitglieder müssen an der Mensur, einem traditionellen Fechtkampf, teilnehmen, bei dem Verletzungen entstehen können.

Viele kennen Studierendenverbindungen unter der Bezeichnung „Burschenschaft“. „Bursche” war früher ein Wort für Student. Doch Burschenschaften sind nur eine bestimmte Art von Studierendenverbindungen. Sie verfolgen die Tradition und Ideale der Urburschenschaft von 1815. Dazu zählen Kleidertraditionen wie das Couleur – Band und Mütze, die die Zugehörigkeit zu einer Verbindung ausdrücken –, aber auch die politischen Einstellungen der Urburschenschaft, die heute oftmals als konservativ bezeichnet werden. Weitere Arten von Studierendenverbindungen sind Corps, Landsmannschaften, Turner-, Sänger- und Jägerbünde oder konfessionelle Verbindungen mit religiösem Bezug.

Gruppe deutscher Studierender in Prag, um 1900 Foto: Oscar Rex

In Leipzig gibt es insgesamt 15 Studierendenverbindungen, darunter Corps wie die Saxonia, die Lusatia oder die Thuringia, die sich aus Landsmannschaften und Adligen zusammenschlossen. Außerdem gibt es an der Universität fünf traditionelle Burschenschaften.

Was nicht unerwähnt bleiben darf, ist, dass einige Studierendenverbindungen heutzutage vor allem bei Menschen mit rechten Weltbildern beliebt sind. 2015 hatten Mitglieder der Burschenschaft Germania Leipzig, die mit ihrer Gründung im Jahr 1818 die älteste Burschenschaft Sachsens ist, eine rechtsextreme Gruppierung gebildet, um sich privat zu bewaffnen und auf einen vermeintlichen „Krisenfall” vorzubereiten. Die Taz fand rassistische Äußerungen der Mitglieder in Facebook-Chats. 2022 stufte das sächsische Landesamt für Verfassungsschutz die Leipziger Verbindung als rechtsextremen Verdachtsfall ein. Demnach können nun auch nachrichtendienstliche Mittel zur Überwachung eingesetzt werden. Die Bundeswehr will keine Germania-Mitglieder mehr aufnehmen.

Leipzig hat zwei Studierendenverbindungen mit ausschließlich weiblichen Mitgliedern. Die Damenverbindungen Minerva und Aurora wurden 2007 und 2017 gegründet.

Die akademische Turnverbindung Alemannia legt einen besonderen Fokus auf Sport. Sie nehmen an Meisterschaften in unterschiedlichen Sportarten teil. Die Aufnahme ist nicht an ein bestimmtes Geschlecht gebunden.

Seit der Gründung der Universität Leipzig 1409 schlossen sich Studierende nach ihrer Herkunftsregion in Landsmannschaften zusammen. So waren beispielsweise Studierende aus Sachsen Mitglieder der „Saxonia“. Adlige Studierende schlossen sich in sogenannte Corps zusammen.

Politisch aktive Studierendenverbindungen gründeten sich zur Zeit der Aufklärung. Die Französische Revolution veranlasste das deutsche Bürgertum dazu, sich stärker in die Politik einzubringen. Das war allerdings in Deutschland schwierig, da es aus vielen Kleinstaaten bestand. In Jena schlossen sich 1815 Landsmannschaften und Corps zur „Urburschenschaft“ zusammen. Ihr Ziel war ein vereinigtes Deutschland. Unter den Studierenden herrschten demokratische Ideen: Alle Mitglieder waren gleichberechtigt, unabhängig von der Herkunft. Allerdings gehörten damals nur Männer zu den Verbindungen. Die Beschlüsse sollten demokratisch gefasst werden. Für die damalige Zeit progressive Ideen. Jedoch herrschte unter den Studierenden großer National-

Aufzug mehrerer Studierendenverbindungen, 1930 Foto: Georg Zschäpitz

stolz und Bewunderung für die nationalistisch-völkische Ideologie. Als Verbindungsfarben wählte die Urburschenschaft Schwarz-Rot-Gold, die späteren Nationalfarben. Sie standen für Demokratie.

Nach der gescheiterten Revolution 1848/49 verschwanden die progressiven Ideen. Die Verbindungen wendeten sich konservativen Einstellungen und der Monarchie zu. Die Ernennung von Hitler zum Reichskanzler befürworteten die meisten Verbindungen. Dennoch war ab 1939 der Nationalsozialistische Studentenbund die einzig erlaubte studentische Verbindung. Unter der NS-Regierung lösten sich die Verbindungen in Leipzig auf oder wurden von ihr aufgelöst. Die meisten Mitglieder traten dem Nationalsozialistischen Studentenbund bei. Nach dem Zweiten Weltkrieg wollten die Verbindungen wieder zusammenfinden. In der DDR war dies allerdings verboten, weshalb die Leipziger Verbindungen mit ihren Wappen und Traditionen in den Westen übersiedelten. Lusatia verlegte die Verbindung nach West-Berlin, Thuringia zog nach Bonn und Saxonia breitete sich zuerst in Frankfurt und später in Augsburg aus. Nach der Wiedervereinigung kehrten die Verbindungen an die Universität Leipzig zurück.

Anne Burckhardt

Über Sichtbarkeit zu mehr Bewusstsein

Eine Ausstellung zeigt Sportgeschichte von Frauen auf

Wir befinden uns in der Zeit des Kaiserreichs, als eine Frau für eine kleine Sportrevolution sorgte: Mit der Entwicklung einer Turnerinnen-Kleidung ohne Korsett um das Jahr 1900 ermöglichte Fanny Goetz es vielen Mädchen und Frauen, freier und vor allem gesundheitsverträglicher ihren Sport auszuüben. Die gebürtige Leipzigerin leistete damit einen erheblichen Beitrag zur Emanzipation der Frau.

Goetz sei es auch gewesen, die den Anstoß für die geplante Wanderausstellung über Frauen im Sport in Sachsen gegeben habe, sagt Pina Bock. Sie ist Projektkoordinatorin des Projekts „fem/pulse“ der Luise-Otto-Peters-Gesellschaft, welches die Ausstellung initiiert. Die mobile Ausstellung kann dann 2024 von Sportvereinen sowie -verbänden in ganz Sachsen ausgeliehen werden.

In ihr wird der lange Weg der Frau zu mehr Emanzipation im Sport nachgezeichnet. Das Anliegen dabei sei, auf

Sportkleidung für Frauen Anfang des 20. Jahrhunderts. Foto: Myer Solis-Cohen via Wikimedia Commons

Lücken in der Gleichberechtigung hinzuweisen, erklärt Bock und ergänzt: „Über Sichtbarkeit soll mehr Bewusstsein geschaffen werden.“ Andererseits gebe es viele (noch unentdeckte) Vorbilder. Über das Sichtbarmachen dieser Geschichten wolle man daher auch „die nächsten Generationen mutiger Mädchen und Frauen“ stärken.

Solche Vorbilder sind beispielsweise Katharina Hennig und Denise Herrmann-Wick, die bei den olympischen Winterspielen 2022 erfolgreich waren, oder die ehemalige Eisschnellläuferin Karin Enke, erfolgreichste Winterolympionikin der DDR. Die Liste ließe sich lange weiterführen, doch diese Geschichten sollen nicht den Kern der Ausstellung bilden. „Es ist uns wichtig, nicht nur die Olympiasiegerinnen, sondern auch die vermeintlich kleinen Geschichten zu zeigen“, betont Bock. Stattdessen interessiert man sich also für all die Frauen, die sich in der langen Sportgeschichte Sachsens engagieren. Denn es ist klar, dass es ohne deren Engagement viele Sportangebote nicht gäbe. Doch viele Geschichten über diese Beteiligung wurden bislang noch nicht erzählt oder wurden vergessen.

Generell ist vieles noch unbekannt, da „die Sportgeschichtsschreibung lange Zeit die Rolle von Frauen vernachlässigt hat“, sagt Petra Tzschoppe von der Sportwissenschaftlichen Fakultät der Universität Leipzig, die unter anderem zum Thema Sport und Geschlecht forscht. Es könne konstatiert werden, dass sich die Rollenbilder der Gesellschaft auch im Sport widerspiegelten – und es immer noch tun. So waren auch hier die Möglichkeiten zur Partizipation eingeschränkt. Bei der Übernahme führender Funktionen – wie beispielsweise der Gründung und in den Präsidien von Sportverbänden, aber auch Vereinen – blieben die Männer meistens unter sich, sagt Tzschoppe. Dennoch würden die Rollenbilder im Sport aus ihrer Sicht immer durchlässiger. So sei es beispielsweise (größtenteils) nicht mehr verpönt, wenn eine Frau Fußball spielt oder andere vermeintliche „Männersportarten“ ausübt.

Die Ausstellung wird sich vor allem auf die Sporthistorie beziehen. Doch wie wird sich die Rolle der Frau im Sport zukünftig entwickeln? Prognosen seien schwierig aufzustellen, doch es sei wichtig „den Sport wirklich für alle zugänglich zu machen – und damit die Chancen, die Vielfalt bietet, zu nutzen“, sagt Tzschoppe. Herausforderungen auf diesem Weg seien zahlreich. So sei die nächste, das auf Binarität angelegte Wettkampfsportsystem aufzubrechen, meint Tzschoppe.

Eric Binnebößel

En garde, Putin!

Wie sich internationale Fechter*innen gegen Russlands Angriffskrieg stellen

Eine internationale Gruppe von rund 300 Profi-Fechter*innen forderte am 28. März, dass russische und belarussische Fechter*innen nicht an internationalen Wettkämpfen teilnehmen sollen. Hintergrund war deren Wiederzulassung in den Sportbetrieb Anfang März. Geht es nach den Unterzeichnenden des Briefs, sollen die entsprechenden Sportler*innen auch bei den Olympischen Spielen 2024 nicht teilnehmen dürfen.

„An der Entscheidung hängt unglaublich viel dran, was die eigene sportliche Karriere angeht“, sagt Christian Büttner. Er ist einer der sächsischen Landestrainer für Fechten am Bundesstützpunkt Leipzig. Hier betreut er Athlet*innen mit einem Durchschnittsalter von ungefähr 17 bis 18 Jahren. Büttner ist selbst erst 30 Jahre alt. Im Moment trainiere niemand am Bundesstützpunkt in Leipzig für Olympia 2024 in Paris, man hoffe auf 2028, sagt Büttner. Was diesen Wettbewerb angehe, würden die Forderungen des Briefs seine Schützlinge nicht direkt betreffen. Das heiße jedoch nicht, dass es kein großes Thema ist. Im Verein werde natürlich darüber gesprochen, wie man sich im Falle eines internationalen Wettkampfs positioniere, wenn die Gegner*innen aus Belarus oder Russland kämen.

Der Brief richtete sich an Thomas Bach, Präsident des Internationalen Olympischen Komitees (IOC) und selbst ehemaliger Profi-Fechter, sowie an den Internationalen Fechtverband (FIE). Ein zentraler Punkt des Briefs lautet, man könne Staat und Profisport in Belarus und Russland kaum trennen. Zu eng seien die Verbindungen zwischen Militär und Sport, zu deutlich die Instrumentalisierung des Sports für die eigene Propaganda – daher bleibe keine andere Möglichkeit, als die Sportler*innen auszuschließen.

In Leipzig stößt der Brief laut Büttner eine bekannte Debatte neu an. Es gehe darum, wie sich die unterschiedlichen Vereinsebenen zu individuellen Sportler*innen verhalten. Darum, ob es Rückendeckung gibt, falls jemand sich entscheidet, nicht gegen belarussische Sportler*innen anzutreten. Im Moment gebe es laut Büttner keine klare Linie. Alle Sportler*innen können selbst entscheiden, ob sie gegen belarussische Gegner*innen fechten wollen. Es wird ihnen freie Hand gelassen – oder werden sie alleine gelassen, die Verantwortung an die Athlet*innen übertragen? Einen Kampf nicht auszutragen, sei eine schwierige Entscheidung – gerade dann, wenn man noch am Anfang der Karriere stehe, sagt Büttner. Das sei durch den niedrigen Altersdurchschnitt der Leipziger*innen entscheidend. „Wir reden erstmal offen mit den Athlet*innen drüber und die jüngeren, die es jetzt noch nicht betrifft, möchten wir dafür sensibilisieren, dass die Thematik eben da ist. Das passiert bei uns in vielen kleinen Einzelgesprächen.“

Eine der Leipziger Fechter*innen, die anonym bleiben möchte, kennt diese Einzelgespräche mit den Trainer*innen. Und hat selbst schon eine solche Situation miterlebt. Sie erzählt, bei einem ihrer Wettkämpfe sei eine 13-jährige Sportlerin für Dresden angetreten. Sie habe es bis ins Achtelfinale eines Turniers geschafft, bis plötzlich klar wurde, dass sie einen russischen Pass hat. Sie sei noch während des Turniers ausgeschieden.

Die Leipzigerin findet das schwierig: „Das ist halt ein 13-jähriges Kind, das einfach an dem Turnier teilnehmen möchte und prinzipiell ja auch nichts für die politische Lage kann.“

Der offene Brief der Fechter*innen hat eine vielschichtige Hierarchie verdeutlicht, in der die Athlet*innen ganz unten stehen und gezwungen sind, sich in Fragen über die Verbindung von Politik, Nationalität, Individualität und Sport zu positionieren.

Emma Schmidt

Fechttrainer Christian Büttner Foto: Emma Schmidt

Kultur im Schaufenster

In Leipzig eröffnet der erste Concept Store

Leipzig 04“ steht auf einem kleinen schwarzen Schild, das im Erdgeschoss des Petersbogens hängt. Darunter: „Schaufenster für Kultur & Lokales“. Innen ein Ständer mit Postkarten, bunte Stühle, braune Papiertüten, Bücher. Leipzigs erster Concept Store hat im April seine Türen geöffnet.

„Ein Concept Store bedeutet für mich, dass verschiedene Welten zusammenkommen, die es so zusammen noch nicht gibt“, sagt Romy Gottschalk. Sie hatte die Idee zu dem Projekt und arbeitet dort jetzt als PR- und Marketing-Strategin. In Leipzig versuche sie konkret, Kultur und Wirtschaft zu kombinieren. Leipzig 04 solle ein Laden sein, in dem sich lokale Produzent*innen, Künstler*innen und andere Akteur*innen aus der Stadt in ihrer Vielfalt präsentieren können, sagt Gottschalk. „Mit kleinen Veranstaltungen, wie Tastings oder Lesungen, wollen wir versuchen, die Leute auf verschiedenen Ebenen zu inspirieren. Sie sollen neue Dinge entdecken oder erleben.“ Die Veranstaltungen werden nicht nur vom Team um den Concept Store ins Rollen gebracht, sondern finden dort auch

Foto: Laura Schenk

Kultur zum Anschauen und Mitnehmen.

statt. In den Laden könnten auch alle kommen, die etwas Schönes kaufen, verschenken oder mitbringen wollen, sagt Gottschalk: „Es ist ein Konzept aus Leipzig für Leipzig und mit Leipzig.“ Finden kann man unter anderem Informationen zu Museen und Ausstellungen. Aber auch lokale Produkte wie Linsen-Bolognese oder Duftkreisel können erworben werden.

Die erste Idee zum Konzept kam Romy Gottschalk in der Corona-Zeit. Damals sei ihr aufgefallen, dass es nicht mehr nur die kleinen Läden in Dörfern sind, die schließen müssen. Dieses Problem sei längst auch in der Stadt angekommen. Sie selbst kommt aus dem E-Commerce – dem Internethandel - und wollte helfen. Mit „Locally Happy“ gewann sie 2021 den Ideenwettbewerb „Leipziger Online Marktplatz Plus“. „Locally Happy“ ist ein Online-Marktplatz für lokale Akteur*innen aus Leipzig mit dem Ziel, die Kaufkraft in der Stadt zu halten und lokalen Einzelhandel, Dienstleister*innen und Gastronomie mit Kund*innen zu verknüpfen.

Leipzig 04 habe daran angeknüpft. „Jetzt haben wir neben einem Online-Marktplatz auch einen lokalen Store“, sagt Gottschalk. Finanziert habe man das zum Teil aus der Förderung vom gewonnenen Wettbewerb, aber auch durch die Kooperation mit verschiedenen Museen wie dem Stadtgeschichtlichen Museum Leipzig. Außerdem geht ein Teil der im Laden verkauften Produkte als Provision an den Store, den anderen Teil bekommen die Austeller*innen. Um ausstellen zu dürfen, muss grundsätzlich nichts gezahlt werden.

Der Concept Store werde sehr gut angenommen, berichtet Gottschalk. Man sei neu am Standort und erfahre täglich eine große Neugier von Tourist*innen, aber auch von Leipziger*innen. Für Juni sei schon einiges geplant. So wolle man unter anderem die Lesereihe „Das Buch meines Lebens“ fortführen, wo lokal bekannte Persönlichkeiten aus Büchern vorlesen, die sie besonders geprägt haben. Wer hören möchte, wieso für den Leipziger Pfarrer im Ruhestand Christian Wolff „Jim Knopf“ ein fünftes Evangelium ist, findet den Veranstaltungskalender mit allen genauen Infos unter www.locally-happy.de/vendors/leipzig-04.

Laura Schenk

Die moderne Frau

Die offene Frage nach der weiblichen Sexualität auf der Bühne

Am 23. Mai trieben in einem kleinen Theater nahe des Connewitzer Kreuzes, den Cammerspielen, Noemi Clerc und Rebecca Thoß in rosa Outfits ihr Unwesen. Am Cello begleitete sie Luise Mohr. Hat der lyrische Expressionismus noch den neuen Menschen ausgerufen, so ruft dieses Stück nicht die neue Frau aus, sondern das neue Insekt! Die Ausgangslage des Stücks „Gottesanbeterin. Eine theatrale Groteske“, das mit lediglich zwei Gerüsten und ein wenig Makeup auskommt, ist die folgende: Eines Tages spalten sich die Körper einiger Frauen auf. Was zum Vorschein kommt, ist ihr wahres Selbst: ein Insekt, eine menschengroße Gottesanbeterin.

Das war es eigentlich auch schon mit der Handlung. Stattdessen verlässt sich das Stück auf Sprache und Schauspiel. Es handelt sich um absurdes Theater, die Verwandlung ist damit weniger metaphorisch als sachlich. Die Ähnlichkeit zu Kafkas „Die Verwandlung“ ist deutlich. Das Stück steht aber dem absurden

Foto: Mim Schneider

Noemi Clerc und Rebecca Thoß als Gottesanbeterinnen

Theater von Ionescos „Die Nashörner“ näher, einem Stück mit einer analogen Ausgangssituation.

Als Zuschauer*in, nur den beiden Schauspieler*innen und dem Cello gegenübersitzend, rätselt man also von Minute eins darüber, was diese Metamorphose eigentlich bedeuten soll und was sie mit der weiblichen Sexualität zu tun hat.

Sicher ist das Ganze entgegen dem Programm kein feministisches Kampfstück aus der Retorte, sondern eine entschiedene Parodie an vergangenen und aktuellen Diskursen rund um das Thema. Es trifft vor allem den französischen Schriftsteller und Erotikphilosophen George Bataille und Sigmund Freud, den Begründer der Psychoanalyse, und damit einen „männlich“ pathetischen Stil, der der Glorifizierung von Tod und Potenz dient. Die Parodie ist manchmal monologisch, manchmal szenisch, aber immer poetisch.

Die Vielzahl der durch die Schauspieler*innen verkörperten Figuren, Wesen und Szenen deckt bald selbst den Unsinn und die übertriebene Verwirrung auf, die in der Vergangenheit um die weibliche Sexualität (inklusive metaphysischer Verklärung) vorherrschte, ohne jedoch selbst Position zu beziehen. Garniert mit Vortragslyrik und Witzen über Pasta, Betroffenheit und Genitalien ergibt sich eine im Ganzen überaus witzige und vor allem unterhaltsame Absurdität von Stück. Auf die historisch männlich dominierte Lyriktradition berufen sich Autor*innen dennoch und so gipfelt es am Ende in monumentalen Beschwörungen des weiblichen Geschlechts. Worum es den beiden geht, ist Sexualität in ihrer Unangepasstheit und animalischen Wildheit zu zeigen.

Sind das aber nicht auch schon wieder männliche Zuschreibungen?

Was die „Gottesanbeterin“ am Schluss ist? Irgendwie eine Absage an ein Frauenbild und irgendwie etwas Vernichtendes: kein Wohlfühltier, sondern eine fleischfressende Einzelgängerin. Warum denn nicht?

Jonas Pohler

IMMERGUT

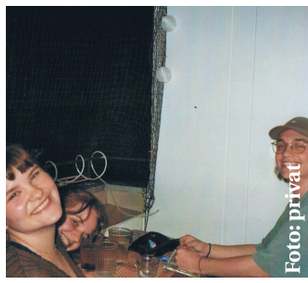


Foto: privat

Reden ist Silber, Schweigen ist Gold, aber irgendwie nicht so richtig.

Neulich saß ich noch lange mit meinen Freund*innen und einiger Schwere unter flackernden Lichterketten auf dem Balkon meiner WG. Zwischen Geschichten von früher und Murmeln über morgen hab ich mir oft gedacht, dass in diesem Raum gerade eine Menge unausgesprochene Sachen umherschweben.

Also ist es mal wieder Zeit für eine Runde „kalte Dusche, warme Dusche“. Woher das Spiel kommt, weiß niemand von uns so genau. Ein Freund hat es irgendwann in unsere Gruppe gebracht. Das Ganze funktioniert so: Wir gehen reihum und beginnen bei Carlo. Jede*r kommt dran und darf loswerden, was einen*einer ein wenig an Carlo stört (kalte Dusche), und danach ganz viel Liebe bei ihm ausschütten (warme Dusche). Maya meint, sie findet, Carlos Witze werden schnell verletzlich, und ich glaube, er versteht das. Was sie besonders an ihm schätzt, ist seine Fürsorglichkeit. Aber Achtung: am besten nüchtern spielen und trotzdem mutig sein oder erst recht. Das kurze Kribbeln genießen, das hochgekrochen kommt, wenn du das Unangenehme dann doch aussprichst. Viel lauschen und noch viel mehr lachen über das, was die anderen mögen, und über unsere Macken.

Kommunikation wird ständig angepriesen, aber manchmal fehlt auch einfach der Moment für das eine Kompliment, aufbewahrt für die eine Freundschaft, bei der man eigentlich nicht sentimental wird, und die eine Sache, die einen schon immer ein wenig gestört hat. Vor allem bei Freundschaften aus der Jugend staut sich oft viel an. Ist auch viel leichter, wenn jede*r ein bisschen kritisiert wird und kritisieren muss. Ich glaube, Freundschaften zerbrechen mehr daran, dass man die Dinge nicht ausspricht.

Also raus mit euch, in die Parks und auf die Balkone, setzt euch zusammen und sagt, was ihr denkt, wenn ihr euch traut. Einmal tief einatmen und dann treiben lassen von der Mitternachtsmutigkeit, weil Reden das echte Gold sein kann.

Antonia Wengner

Zwei Herzen, ach, schlagen doch in meiner Brust. Sie rasen gegeneinander an. Meine Brust bebt. „Die nächste sympathische Person spreche ich an." Ich wiederhole den Satz wie ein Mantra, während eine sympathische Person nach der nächsten an mir vorbeiläuft. „So eine Scheiße!", denke ich „die nächste, aber wirklich.". Die übernächste Person, ein sehr sympathischer Dude, wird dann tatsächlich von mir angequatscht. Er habe leider keine Zeit, sagt er und lächelt. Die nächste Person, die ich anquatsche, macht mir Mut „Du brauchst gar nicht so zögerlich zu sein. Ich finde das richtig cool!" Ich spreche noch ein paar Leute an, niemand will mit mir essen gehen und mein Magen knurrt mittlerweile hörbar. Ich will gerade aufgeben und alleine essen gehen, doch dann treffe ich Sebastian. Ob er Lust habe mit mir essen zu gehen, frage ich. Sebastian hat Lust; ich freue mich darüber. Sebastian ist etwas kleiner als ich. Er wirkt auf mich ziemlich intellektuell und rational. Mit meiner Vermutung, dass er Mathematik studiert, liege ich gar nicht mal so falsch: Er studiere Jura, erzählt er mir, aber in seiner Freizeit löse er gerne mal das ein oder andere Matherätsel.

Recht schnell kamen wir dann auch schon auf Faust zu sprechen. Ja, Goethes Faust. Denn Sebastian mag, wie ich, „Deutschunterricht-Lektüre". Gespannt höre ich zu, wie Sebastian mir in beachtenswert sortierter und strukturierter Weise die Handlung von „Faust – der Tragödie zweiter Teil" zusammenfasst, und während er so spricht, stelle ich mir vor, wie er in einigen Jahren als Anwalt sein Schlussplädoyer vor Gericht vorträgt, und er scheint mir in diesem Moment für nichts anderes geboren zu sein. In seinen Ausführungen wägt er verschiedene Interpretationen ab, geht auf meine Nachfragen ein, weiß Einwände geschickt in seine Argumentation einzubauen und ordnet die Tragödie des strebenden Faust literaturhistorisch ein. Anders als in den meisten anderen Faust-Erzählungen wird Faust bei Goethe nicht in die Hölle geschickt, sondern von Gott erlöst. Sebastian hatte dafür eine Interpretation, doch ich habe vergessen, wie sie lautet. Macht nichts, denn jetzt habe ich Lust bekommen, mir in der Tram der Tragödie zweiter Teil reinzuziehen.

Jonas Kilb

Lernen in einem anderen Land

Das Auslandssemester aus verschiedenen Blickwinkeln

In der vorlesungsfreien Zeit packt viele die Abenteuerlust. Über den Sommer verreisen, neue Kulturen und Menschen kennenlernen. Solche Erfahrungen kann man neben Urlauben aber auch anders sammeln: Ein Auslandssemester bietet die Möglichkeit, für ein paar Monate an einem anderen Ort auf der Welt zu studieren. An Universitäten im Ausland gibt es häufig andere Schwerpunktsetzungen in den Studiengängen, sodass verschiedenen Interessen des Fachs nachgegangen werden kann. Das kann praktisch für die eigenen Studienziele sein. Darüber hinaus lernt man ein neues Land kennen, und das nicht nur für einen kurzen Urlaub, sondern mittendrin.
So ein Auslandssemester wird gemeinsam mit der Stabstelle für Internationales und der eigenen Fakultät organisiert. Dafür gibt es verschiedene Förderprogramme, über die die Universität Leipzig mit weltweiten Universitäten verbunden ist, darunter Erasmus oder auch das Arqus-Netzwerk. Darüber, wie ein Auslandssemester so war, wie zurzeit eins in Deutschland ist und wie man sich auf das anstehende am besten vorbereitet, erzählen drei Studierende:

Wieder da

Foto: Sanja Steinwand

Sanja hat vor kurzem ein Auslandsjahr in Lyon gemacht.

„Ich habe ein Erasmusjahr in Lyon gemacht, an der Universität Jean Moulin Lyon 3. Ich war dort zwei Semester, das ging dann von September 2022 bis Mai 2023. Ich studiere Jura, aber da mir für das Studium sehr wenig angerechnet wird, habe ich das Auslandssemester vor allem fürs Französischlernen und die Erfahrung gemacht.

Beworben habe ich mich tatsächlich gar nicht über Erasmus, sondern über das Arqus-Netzwerk. Das war am Anfang ein ziemlich bürokratischer Akt, weil man sich erstmal bei der eigenen Fakultät bewerben muss, dann bei der Stabstelle Internationales und dann auch nochmal bei der Universität im Ausland. Das wirkt immer sehr anstrengend, ist dann aber letztendlich sehr gut schaffbar.

In Frankreich habe ich in einem Studierendenwohnheim gewohnt, in einem sogenannten „Crous". Letztendlich ist Erasmus wie Umziehen sonst auch. Man ist neu in der Stadt und muss erstmal Menschen kennenlernen, aber vor allem mit anderen Erasmus-Leuten hat man schnell Kontakt. Ich wollte aber auch unbedingt Französ*innen kennenlernen. Das habe ich dann besonders dadurch erreicht, dass ich bei Hochschulgruppen der Uni mitgemacht habe.

Das System in Frankreich ist sehr frontal. Jura ist generell schon ein frontaler Studiengang, aber in Frankreich ist das nochmal ganz anders. Meine Vorlesungen gingen alle drei Stunden lang und die Professor*innen hatten keine Powerpoints und haben nur ihr Skript vorgelesen. Am Anfang fand ich das noch sehr befremdlich, aber man hat sich mit der Zeit daran gewöhnt. Nun erscheinen mir deutsche Vorlesungen als sehr progressiv und modern.

Ich habe das Gefühl, dass ich durch meine Zeit in Frankreich sehr gewachsen bin. Es war besonders am Anfang auch mit der Sprache schwierig. Jede kleine Alltagssituation war eine Hürde. Aber dann zu merken, dass man immer besser sprechen lernt und sich besser integriert, ist unglaublich schön. Schade ist, dass man immer irgendwie eine Art Gaststatus behält. Das liegt wahrscheinlich ein wenig in der Natur der Sache, aber es verhindert, dass man wirklich in der Stadt ankommt. So war es zumindest bei mir. Dennoch ist man als einfache*r Tourist*in vielmehr mittendrin. Ich würde jedem*jeder empfehlen, ein Auslandssemester zu machen."

Gerade hier

Foto: Marta Buchajewicz

Marta ist für ein Erasmus-Semester aus Danzig an die Universität Leipzig gekommen.

„Im Oktober 2022 bin ich aus Polen, Danzig für ein Erasmus nach Leipzig gekommen und bin gerade für das zweite Semester bis Ende Juli hier. Deutsch hatte ich schon in der Schule und habe es dann auch in der Uni fortgeführt. Dort gibt es viele Möglichkeiten, Deutsch zu lernen, wie Sommerkurse zum Beispiel. Ich studiere Medizin und bin jetzt im vierten Jahr. Auch wenn ich allein hierhergekommen bin, war es sehr einfach für mich, Anschluss zu finden. Anfangs gab es eine Erasmus-Woche, wo ich mit Medizinstudierenden aus anderen Ländern zusammentraf. Außerdem habe ich noch einen Deutschkurs hier, wo ich auch direkt neue Menschen getroffen habe, mit denen ich etwas gemeinsam hatte. Im ersten Semester hier hatte ich Grammatik, jetzt ist Phonetik dran. Der Kurs findet einmal die Woche statt. Zusätzlich dazu sind aber natürlich all meine Vorlesungen auf Deutsch, ich muss auf Deutsch einkaufen und mit den Menschen hier muss ich mich auf dieser Sprache verständigen. Ich war vorher bereits einmal in Wittenberg für einen Monat in einem Deutschkurs, aber das Erasmus ist eine ganz andere Erfahrung.

Das Gute ist, dass ich hier viele verschiedene und neue Menschen kennenlerne, eine andere Kultur natürlich. Andererseits war es anfangs und auch teilweise immer noch mit viel Bürokratie verbunden. Ich verbringe viel Zeit damit, mich zu organisieren, E-Mails an meine Professor*innen zu schreiben und meinen Zeitplan zu erstellen. Was mir aufgefallen ist, ist, dass der Umgang im Uniklinikum mit den Ärzt*innen, wo ich gerade die meiste Zeit verbringe, viel kürzer, aber dafür kompakter ist. In Polen war ich jeden Tag von acht bis 14 Uhr an der Uni, aber ohne, dass ich die Ärzt*innen so oft gesehen habe. Hier bin ich anderthalb Stunden an der Uni, aber dafür werden wir die ganze Zeit betreut. Für meine Bewerbung letzten März war sehr wichtig, wie viele zusätzliche Aktivitäten ich in meinem Studium bisher abgeschlossen habe. Es gibt beispielsweise Präsentationen zu verschiedenen Themen, die man zusätzlich machen kann. Meine Deutsch-Noten oder auch einfach generell meine Noten waren aber wohl der wichtigste Faktor, damit ich das Erasmus antreten durfte."

Bald weg

Foto: Leonie Hiller

Leonie hat sich entschieden, bald ein Semester in Gent zu verbringen.

„Für mein anstehendes Erasmus-Semester gehe ich nach Gent in Belgien, und der gesamte Bachelor-Studiengang ist auf Englisch. Ich habe gute Englischkenntnisse, aber kann sonst keine weiteren Fremdsprachen fließend sprechen.

Der Bewerbungsprozess war eigentlich sehr entspannt. Ich habe vorher eine Erasmus-Infoveranstaltung besucht, bei der noch einmal alles ausführlich erklärt wurde, das kann ich sehr empfehlen. Dann habe ich selbst angefangen, zu recherchieren. Das kann etwas nervig sein, wenn die Websites der jeweiligen Unis eher unübersichtlich sind, aber man fuchst sich da rein.

Worauf man unbedingt achten sollte, ist, dass auf der Move-On-Seite alle Partneruniversitäten angezeigt werden, die das jeweilige Institut hat. Die tatsächlichen Bewerbungsmöglichkeiten variieren allerdings von Winter zu Sommer, oder zumindest war es bei meinem Institut so. Im Sommersemester sind also deutlich weniger Plätze verfügbar und man kann sich nicht für alle Universitäten bewerben, die im Winter angeboten werden. Wenn man also an eine spezifische Uni will, sollte man sich vorher informieren, ob für diese im Sommer auch Plätze verfügbar sind.

Ich hoffe natürlich zum einen, dass ich die klassischen „Erasmus experiences" haben werde, also einfach ein neues Land mit anderen Gepflogenheiten, eine neue Uni und neue Leute, vielleicht auch eine andere Art des Lehrens und Lernens und neue Perspektiven kennenzulernen – und dadurch meinen Horizont zu erweitern und die Komfortzone meiner bisherigen Uni-Bubble zu verlassen. Außerdem hoffe ich, dass ich mein Wissen in bestimmten Interessensgebieten vertiefen kann. Ich habe die Uni in Gent vor allem deshalb ausgewählt, weil ich dort Kurse zu meinen persönlichen Interessenschwerpunkten belegen kann, die in Leipzig nicht angeboten werden.

Was mir etwas Sorgen bereitet, ist der finanzielle Aspekt. Man bekommt zwar Erasmus-Unterstützung, die den Lebenshaltungskosten des jeweiligen Landes angepasst ist, aber Belgien ist kein preiswerter Ort zum Leben. Zusätzlich kann ich mein Zimmer während meiner Abwesenheit nicht untervermieten, da ich im Studi-Wohnheim wohne. Wenn ich nicht ausziehen will, muss ich also doppelt Miete zahlen."

Leen Neumann

Sommer, Sonne, Paddelboot

Ein Überblick über Leipzigs Bootsverleihe

Der Sommer hat Leipzig endlich und endgültig erreicht. Die Sonne scheint, Sonnencreme wird ausgepackt und Cossi und Kulki funkeln um die Wette. Zeit also, sich allein oder mit Freund*innen ein Paddel zu schnappen, um unser Städtchen und seine Umgebung vom Wasser aus zu erkunden. Kayak, Tretboot oder Stand-Up-Paddling – die Leipziger Bootsverleihe bieten alles, was das Herz begehrt. Einen kleinen Überblick für ein gelungenes Wochenende auf hoher See hat *luhze* für alle Wasserratten unter euch zusammengestellt.

Bootsverleih Klingerweg

Foto: Lene Göschel

Im Leipziger Westen direkt hinter dem Clara-Zetkin-Park findet ihr den „Bootsverleih Klingerweg“ am – Überraschung – Klingerweg 2. Wollt ihr ein Kayak für euch allein, könnt ihr das hier für sechs Euro pro Stunde oder 36 Euro für den ganzen Tag ausleihen. Seid ihr zu zweit, dritt oder viert unterwegs, gibt es Kayaks, Canadier oder Ruderboote für neun bis zwölf Euro pro Stunde oder 50 bis 60 Euro pro Tag. Bei einer geführten Kanutour lernt ihr eine neue Seite der Pleiße kennen – eine super Möglichkeit für Einsteiger*innen. Wem eine Kanutour zu langsam ist, der*die kann hier auch eine geführte Motorbootstour buchen. Kleine Besonderheiten des Klingerwegs sind das Lara Café für ein Käffchen nach der Anstrengung und der Grillplatz. Letzteren können bis zu 25 Personen für 125 Euro und 26 bis 50 Personen für 250 Euro bis 22 Uhr nutzen. Grillanzünder, Grillkohle und alles, was man sonst noch so braucht, wird euch vom Bootsverleih zur Verfügung gestellt. Habt ihr eigentlich euer bestes Nudelsalatrezept noch im Kopf?

Lage: Klingerweg 2
Auswahl: Kayak, Canadier, Ruderboot für 1-4 Personen
Stundenpreise: 1er für 6 Euro/Stunde; 2er/3er/4er für 9-12 Euro/Stunde
Tagespreise: 1er; 35 Euro, 2er/3er/4er 50-60 Euro

Bootsverleih Leipziger Eck

Foto: canva

Ebenfalls im Südwesten, hübsch gelegen zwischen Pleiße und Elsterflutbett, findet ihr den „Bootsverleih Leipziger Eck“. Hier könnt ihr neben Kayaks und Canadiern auch Stand-Up-Paddles (SUP) mieten. Seid ihr eine größere Runde, ist das kein Problem, denn am Eck gibt es sogar einen Zehner-Canadier oder das Drachenboot. Die Preise für die Boote sind gestaffelt. So kostet ein Einer-Kayak acht Euro für die erste Stunde, jede weitere nur noch fünf Euro. Dasselbe Prinzip gilt für Zweier- Kayaks sowie für die Dreier- und Vierer Canadier. Die Tagespreise schauen ähnlich aus wie am Klingerweg: Ein Boot für eine Person kostet zum Beispiel 35 Euro pro Tag, für zwei Personen sind es 45 Euro. Für ein Stand-Up-Paddle bezahlt ihr zehn Euro pro Stunde, der Preis gilt hier auch für jede weitere Stunde. Für 40 Euro habt ihr das Stand-Up-Paddle den ganzen Tag lang. Drachenboot und Zehner-Canadier müsst ihr im Gegensatz zu den kleineren Schiffchen im Vorhinein reservieren. Dafür einfach anrufen oder eine E-Mail schreiben und schon steht dem Wikinger*innenabenteuer nichts mehr im Weg.

Lage: Schleußiger Weg 2A
Auswahl: Kayak, Canadier, Stand-Up-Paddles, Drachenboot für 1-10 Personen
Stundenpreise (gestaffelt): 1er 8 Euro erste Stunde, jede weitere 5 Euro; 2er/3er/4er 10-13 Euro für die erste Stunde und 7-10 Euro jede weitere; SUP 10 Euro/Stunde
Tagespreise: 1er 35 Euro; 2er/3er/4er 45-63 Euro

Bootsverleih am Wildpark

Foto: Bootsverleih am Wildpark

Südlich von Connewitz, ebenfalls an der Pleiße, versorgt euch der „Bootsverleih am Wildpark“ mit allem, was ihr für eure Paddeltour braucht. Auch hier könnt ihr zwischen Kayaks, Canadiern oder Ruderbooten wählen. Ein Einer-Kayak kostet sieben Euro, seid ihr zwei bis vier Personen, sind es zehn bis 13 Euro pro Stunde oder 50 bis 60 Euro am Tag. Geführte Touren mit dem Motorboot bietet der Bootsverleih, zu finden an der Koburgerstraße, ebenfalls an. Sollte das Handy nass werden oder die Sonne zu grell auf den Bildschirm scheinen, könnt ihr euch beim Wildpark Karten ausleihen damit ihr nicht in die falsche Richtung rudert. Einen Grillplatz gibt es nicht nur am Klingerweg. Auch in Connewitz könnt ihr euch mit gefüllten Champignons, Grillsaucen, Kräuterbaguette, Salaten und (Veggie-)Steaks austoben. Wollt ihr den Grillplatz nutzen, kostet das fünf Euro pro Person, wobei ein Mindestpreis von 55 Euro gilt – entweder mindestens zu elft oder ihr bezahlt ein bisschen mehr als fünf Euro pro Person. Mehr als 24 Personen dürfen es allerdings nicht sein, und gegen 21 Uhr solltet ihr langsam eure Sachen packen. Das notwendige Equipment für einen Grillabend am Wasser wird euch gestellt.

Lage: Koburger Straße 17
Auswahl: Kayak, Canadier, Ruderboote für 1-4 Personen
Stundenpreise: 1er 7 Euro/Stunde; 2er/3er/4er 10-13 Euro/Stunde
Tagespreise: 1er 36 Euro; 2er/3er/4er 50-60 Euro

Bootsverleih Herold

Foto: pixabay

Direkt neben dem Volkspark Kleinzschocher, in der Antonienstraße 2, befindet sich der „Bootsverleih Herold“. Von hier aus könnt ihr die weiße Elster bepaddeln. Zur Wahl stehen Kayaks, Canadier und Ruderboote für ein bis fünf Personen. Ein Einer-Kayak kostet sechs Euro pro Stunde, wollt ihr im Kayak, Canadier oder Ruderboot zu zweit, dritt, viert oder fünft losrudern, bezahlt ihr 8,50 bis 15 Euro. Tagespreise gibt es nicht. Seid ihr allerdings für vier oder acht Stunden unterwegs, bekommt ihr einen Stundenrabatt. Geführte Motorbootsfahrten kann man ebenfalls buchen. Und was wäre ein Überblick über die Wasserlandschaft Leipzigs, ganz ohne den Cossi zu erwähnen? Bei Herold gibt es am Wochenende das Angebot, vom Cospunder See aus in etwa drei bis vier Stunden zur Antonienstraße 2 zu paddeln. Immer flussabwärts, vorbei an Schleusen und Kleingartenanlagen, zurück in die Stadt. Aber aufgepasst, wegen des Eisvogels könnt ihr die Route nur vormittags von 10 bis 13 Uhr oder von 15 bis 18 Uhr befahren. Zurück am Bootsverleih gibt es eine kleine Terrasse, auf der am Wochenende gemeinsam gegrillt wird.

Lage: Antonienstraße 2
Auswahl: Kayak, Canadier, Ruderboote für 1-5 Personen
Stundenpreise: 1er 6 Euro/Stunde; 2er/3er/4er/5er 8,50-15 Euro/Stunde
Tagespreise: Keine; Stundenrabatte für 4 oder 8 Stunden

Bootsverleih am Kulkwitzer See

Foto: Margareta Hozreiter

Ist euch der Fluss zu schmal? Sucht ihr eher nach den Weiten der Seen in Leipzigs Umgebung? Dann seid ihr bei dem „Bootsverleih am Kulkwitzer See“ genau richtig. Unterwegs mit Kayak, Canadier, Ruderboot oder Tretboot, lernt ihr Grünau vom Wasser aus kennen. Auch am Kulki gibt es Stunden und Tagespreise. Für Kayaks oder Canadier für ein bis drei Personen oder die Ruder- und Tretboote für vier bezahlt ihr zehn bis 20 Euro pro Stunde oder 40 bis 80 Euro am Tag. Und aufgepasst, denn einige der Tretboote hier sind nicht etwa gewöhnliche Tretboote. Für 25 Euro pro Stunde oder 100 Euro am Tag gibt es Tretboote mit Rutsche oder Sprungturm im Angebot – Na, wenn das mal nicht nach Badespaß und Kindheitsgefühlen klingt. Wenn ihr am Abend noch nicht nach Hause fahren wollt und einfach Lust auf noch ein bisschen mehr Zeit in der Natur habt, gibt es hier am Kulki auch einen Campingplatz gleich neben dem Bootsverleih. Also warum nicht gleich ein ganzes Wochenende lang paddeln?

Lage: Seestraße
Auswahl: Kayak, Canadier, Ruderboote, Tretboote (auch mit Rutsche und Sprungbrett) für 1-4 Personen
Stundenpreise: 1er 10 Euro/Stunde; 2er/3er 15/20 Euro/Stunde; 4er 20 Euro/ Stunde
Tagespreise: 1er 40 Euro; 2er/3er 60/80 Euro; 4er 80 Euro

Zuletzt ein kleiner zusätzlicher Service für Neulinge in der Welt der Boote. Falls ihr euch fragt, was denn wohl ein Canadier ist: Als Canadier (oder Kanadier) bezeichnet man eine Form des Kanus. Canadier sind im Gegensatz zu Kayaks offene Boote. Außerdem habt ihr beim Paddeln ein einseitiges Stechpaddel in der Hand, kein Doppelpaddel wie beim Kayak. Der Unterschied zum Ruderboot ist, dass ihr in Fahrtrichtung blickt und nur eins anstelle von zwei Paddeln in der Hand habt. Aufgepasst, wer hinten sitzt, lenkt – bei egal welchem Bootstyp.
Ist bei dieser Auswahl Leipziger Bootsverleihe etwas für euch dabei – oder seid ihr noch wasserscheu? Vielleicht sind das Rätsel und die Aussicht, mit ein bisschen Glück bei unserer Verlosung einen Gutschein zu gewinnen und kostenlos das Paddeln auszuprobieren, ja ein kleiner Anreiz. *luhze* wünscht allen, die Lust haben, viel Spaß beim Rutschen in den Kulki, Mücken-Abwehren auf der Pleiße, Eisvögel-Schützen auf dem Cossi und verträumten Bestaunen der Stadtnatur Schleussigs.

Lene Göschel

KOLUMNE

Foto: privat

In der Veggie-Matrix

„Ah ja, klassischer Berlin-Look halt“, „Du willst doch nur cool wirken“ oder „Das trägst du doch nur, um dünner auszusehen.“ Sowas wurde mir schon öfter ungefragt mitgeteilt, denn: Ich trage gerne schwarze Kleidung. All black, full look. Warum, ist voll egal, vielleicht auch, weil ich es selbst nicht so genau weiß. Ganz bestimmt nicht wegen Berlin. Einige finden, ich sähe aus, als würde ich auf eine Beerdigung gehen, andere, als wär‘ ich aus dem Matrixfilm. Wenn jedoch eine schwarze Schlaghose auf ein ebenso tief getöntes T-Shirt trifft, die einheitliche Komposition mit einem schwarzen Paar Plateau-Docs und einem langen Ledermantel ergänzt wird, denk ich mir: „Geil.“ Dann schaue ich in den Spiegel und denke: „Jap, da bin ich“. Es ist wie vegetarisch oder vegan zu leben und dann ein Restaurant zu besuchen. Du schaust auf die Karte, überspringst die Seiten mit Fisch, die mit Rind oder Lamm oder Hähnchen sowieso, und landest auf der rettenden Veggie-Seite. Ordnung findet sich in deinem Kopf ein und während andere sich durch das Überangebot quälen, habe ich eine wunderschöne Auswahl vor mir und darf anfangen zu bestellen. Was will man mehr. Und von wegen eintönig: Genauso wie du schon lange Seitan oder Tofu oder anderen hotten Shit zu deinem Gericht dazu dichten kannst, könnte ich dir auch in meinem Kleiderschrank zwischen jedem schwarzen Teil, das ich besitze, den Tofu-Unterschied zum vorigen erklären und zum vorigen und zum vorigen. Die Kleinigkeiten, die für mich den Look abrunden. Gelegentlich mischt sich ein farbiges Teil in mein Repertoire. Freiwillig und ganz aus eigener Inspiration heraus. „Siehste, das steht dir doch auch, sowas kannst du doch auch tragen“, höre ich dann. Ja, I know, ich habe auch nie etwas anderes behauptet. Jetzt ist es mir fast unangenehm, beinahe so, als hätte ich mich etwas trauen wollen und dafür nun Lob bekommen. Hä? Es fühlt sich dann kurz so an, als stöbere ich mich durch das Vorspeisen-Register und dann sind alle erstaunt darüber, weil hier gebe es ja schließlich auch Fleisch. Ich suche mir unbeirrt etwas aus, aber bin doch auch wieder glücklich, wenn ich in die Veggie-Matrix zurückkehre.

Magdalena Weingart

Kommentar zu Seite 2

Wo bleiben die Konsequenzen?

Gesetzeslage ist ein Hohn für alle Betroffenen

Wenige Tage nachdem ich mein Studium begonnen habe, bekam ich von den Vorwürfen der sexuellen Belästigung gegen einen meiner Dozenten mit, denen scheinbar keinerlei Konsequenzen für den Beschuldigten folgten. Dabei sind gerade Hochschulen aufgrund der Machthierarchien und Abhängigkeitsverhältnisse zwischen Dozierenden und Studierenden sehr anfällig für Machtmissbrauch und Nötigung. Immerhin entscheidet das Wohlwollen einer einzigen Person über deine komplette berufliche Zukunft. Wenn du ein Pflichtmodul final nicht bestehst, ist es vorbei mit deinem Traumjob. Du hast dann einfach Jahre deines Lebens in den Sand gesetzt und kannst dich jetzt nach einem neuen Beruf umschauen. Und einige Dozenten nutzen diese Macht, über einen kompletten Lebenslauf zu entscheiden, aus. Es kann nicht sein, dass Professoren weiblich gelesenen Personen drohen, sie Prüfungen nicht bestehen zu lassen, wenn sie ihnen nicht „kleine Gefälligkeiten“ erweisen.

Langfristig bin ich der Meinung, dass die ein übergriffiges Verhalten begünstigenden Machthierarchien aufgebrochen werden müssen. Viele Betroffene trauen sich nicht, Nötigungen und Übergriffe zu melden, aus Angst, dass die Anschuldigungen auf sie zurückgeführt und sie deswegen im Studium benachteiligt werden. Diese Hierarchien zu überwinden wird aber eine lange Zeit benötigen und viele Hochschulstrukturen sowie das Bewertungssystem müssten anders organisiert werden. Darum ist es auch vonnöten, Sofortmaßnahmen umzusetzen.

Ich sehe hier vor allem den Freistaat Sachsen in der Verantwortung, ein wirkungsvolles Gesetz zu erlassen, welches eine rechtliche Grundlage für den Schutz von Studierenden bietet. Aber auch die Universität Leipzig darf sich ihrer Verantwortung nicht entziehen. Es braucht dringend einen Ausbau und eine bessere Finanzierung der bestehenden Hilfsangebote der Uni. Außerdem könnte die Aufstellung eines Awareness-Teams sowohl für die Studierenden als auch für Beschäftigte in Erwägung gezogen werden. Durch ein engeres Vertrauensverhältnis zwischen Team und Betroffenen könnte die Hürde, von übergriffigem Verhalten zu berichten, deutlich niedriger werden. Zusätzlich muss eine Beschwerdestelle geschaffen werden, welche auch die Kompetenzen besitzt, dienstrechtliche Schritte gegen übergriffiges Hochschulpersonal einzuleiten. Mögliche Konsequenzen könnten nach einem internen Reflexionsgespräch mit der beschuldigten Person über deren Verhalten zunächst eine Verwarnung, in härteren Fällen eine Suspendierung und das Einleiten strafrechtlicher Ermittlungen sein.

Es ist Zeit, dass sich etwas ändert. Dass Betroffene ernstgenommen werden. Dass sie die Hilfe und den Schutz erhalten, den sie benötigen, und dass Konsequenzen folgen.

Jo Fedelinski

Werbeplakat für den Bikini-Body (Karikatur zu Seite 1)

Karikaturen: Anne Burckhardt (L), Annika Franz

Macker aufessen! Karikatur zu Seite 11)

Kommentar zu Seite 5

Ein bisschen Farbe

Sprayen macht unser Stadtbild lebendig

In meiner Kindheit galt Sprayen als Verschmutzung des Stadtbildes. Diese Meinung wurde mir von meinem Umfeld eingetrichtert, und ich habe sie übernommen. Rufe wie „Boah, ich hasse dieses olle Geschmiere!“ habe ich so oft gehört, dass sie automatisch in meinen Kopf getreten sind, sobald ich ein Graffiti gesehen habe. Wie eine Art Gehirnwäsche. Doch wie man wohl das meiste, was man in der Kindheit glaubt, irgendwann zu hinterfragen beginnt, ist auch meine Meinung übers Sprayen ins Wanken geraten. Ich weiß nicht mehr, was der Auslöser war, aber eines Tages habe ich ein Graffiti gesehen und gedacht: „Warum sollte ich dieses olle Geschmiere eigentlich hassen?“ Und wo wir schon dabei sind: Warum nenne ich es „olles Geschmiere“? Ich bin in Berlin aufgewachsen, umgeben von Streetart. Und dennoch dauerte es Jahre, bis ich Graffitis wertschätzen konnte, bis ich erkannte, wie viel schöner eine Hauswand wird, wenn sie mit Farben geschmückt ist. Oder wie eine Botschaft an einer Autobahnbrücke mich zum Lächeln bringen kann. Oder wie ich in der Bahn schmunzeln muss, wenn an einem Gebäude, an dem ich vorbeirausche, plötzlich ganze Gespräche auftauchen. Graffitis haben etwas Geheimnisvolles, wahrscheinlich gerade weil sie illegal sind. Wie ist das Kunstwerk an der gegenüberliegenden Hauswand dorthin gelangt? War es eine wilde Nacht-und-Nebel-Aktion mit Ski-Maske und Taschenlampe? Oder ein entspannter Ausflug unter Freund*innen? Wer ist verantwortlich für das kurze Lächeln auf meinen Lippen, wenn ich durch die Stadt fahre? Ist die Person Spray-Profi oder Anfänger*in? Warum ist dieses Graffiti entstanden, dieses Bild, dieses Symbol, dieser Schriftzug? Ich werde es nie erfahren. Und das ist okay, denn so bleibt mehr Raum für die Vorstellungskraft. Allerdings kann ich nicht in jedem Graffiti, dem ich begegne, ein Kunstwerk sehen. Denn neben bunten Bildern, süßen Botschaften und amüsanten Gesprächen habe ich Hakenkreuze, rassistische, sexistische und trans*-feindliche Beleidigungen, und Aufrufe zur Gewalt gesehen. Nicht alles, was jemand auf eine Hauswand sprüht, ist Kunst – diese Meinung vertrete ich nach wie vor. So etwas Wunderbares, Lebendiges, Aufregendes wie Streetart für so menschenverachtende Zwecke zu missbrauchen, ist in meinen Augen abscheulich. Umso wichtiger ist es, dass die Menschen, die das Sprayen als Kunst verstehen, sich nicht verstecken! Ihre Bilder und Worte gehören auf jede Straße, an jede Hauswand, überallhin, wo Platz ist, damit unsere Stadt ein bisschen bunter wird. Ist es nicht Kunst, was ein Haus zu einem Zuhause macht? Für mich fühlt es sich zumindest so an, und warum sollte das nicht auch für ganze Städte, Länder, Kontinente oder gleich für die ganze Welt gelten? Ich bedanke mich hiermit feierlich bei allen Menschen, die mir mit ihrer Streetart ein Lächeln ins Gesicht zaubern. Und ich bitte euch inständig darum, weiterzumachen.

Isabella Klose

14 Juni Mittwoch

Film
Der Film von Luca Guadagnino zum Buch „Call me by your name“ von André Aciman erzählt die Geschichte einer Affäre zwischen dem 17-jährigen Elio und dem 24-jährigen US-Amerikaner Oliver im Sommer der 1980er Jahre in Italien. Den ganzen Sommer über laufen noch weitere Filme im Open-Air Kino der Schaubühne Lindenfels, wie „Passagiere der Nacht“.
| Ort: Plagwitzer Markthalle
| Zeit: 22 Uhr
| Eintritt: 7 Euro

15 Juni Donnerstag

Lesung und Diskussion
Mit ihrem Buch „Wie viel? Was wir mit Geld machen und was Geld mit uns macht“ will Mareice Kaiser das Tabu um das Thema brechen und für eine Care Revolution für soziale Gerechtigkeit, weg von Profitmaximierung und Ausbeutung kämpfen.
| Ort: Frauenkulturhaus
| Zeit: 19 Uhr
| Eintritt: 2 bis 4 Euro

17 Juni Samstag

Fest
Das Lo:Fe, Leipziger Osten Fest, lädt unter dem Motto „Das Rabet ruft! – Für Austausch und Kultur“ dazu ein, Leipziger Vereine und Institutionen sowie deren Unterstützungs- und Beratungsangebote und vieles mehr kennenzulernen. Es gibt Informations- und Mitmachstände, kulinarische Köstlichkeiten und ein Bühnenprogramm.
| Ort: Stadtteilpark Rabet
| Zeit: ganztags | Eintritt: frei

21 Juni Mittwoch

Fest
Bei der „Fête de la Musique“ spielen Amateur- und Profimusiker*innen überall in der Stadt. Im Botanischen Garten singt zum Beispiel um 19 Uhr der Schulmusikchor der HMT unter Leitung von Jan Scheerer.
| Ort: ganz Leipzig, verschiedene Standorte | Zeit: ab 15 Uhr
| Eintritt: frei

Fest
Beim Sächsischen Hochschulsportfest erwarten euch ernsthafte und Fun-Wettkämpfe, zum Beispiel im Volleyball oder Schach, das Laufevent „Runiversität“ über eine Strecke von sechs Kilometern, die Hochschulsportgala und weiteres. Sportkurse präsentieren hier ihre Ergebnisse des letzten Semesters.
| Ort: Sportcampus Jahnalle | Zeit: ab 10 Uhr | Eintritt: frei

22 Juni Donnerstag

Lesung
Der bekannte Aktivist für Inklusion und Barrierefreiheit Raúl Aguayo-Krauthausen liest aus seinem in diesem Jahr erschienenen Buch „Wer Inklusion will, findet einen Weg. Wer sie nicht will, findet Ausreden“. Er meint, man solle eine Behinderung wie die Haarfarbe betrachten – einfach eine Eigenschaft. Der Zugang ist barrierefrei. Eine Anmeldung ist zwingend erforderlich.
| Ort: Stadtbibliothek | Zeit: 18 bis 19:30 Uhr | Eintritt: frei

23 Juni Freitag

Lange Nacht der Wissenschaften
Bei der Langen Nacht der Wissenschaften könnt ihr spannendes an 50 Orten in Leipzig entdecken und über 500 Veranstaltungen besuchen. Kostenlos mit Nextbike fahren könnt ihr in dieser Nacht auch.
| Ort: Leipzig, an verschiedenen Standorten | Zeit: 16 bis 24 Uhr | Eintritt: frei

25 Juni Sonntag

Jüdische Woche
Jüdische Kultur und Kunst wird unter dem Motto „Die ganze Stadt als Bühne“ in Leipzig erlebbar. Es erwarten euch dabei zum Beispiel Konzerte, Lesungen, Filme, Theater, Gesprächsrunden und mehr vom 25. Juni bis zum 2. Juli. Es gibt zum Beispiel Führungen über den alten Israelitischen Friedhof zu Leipzig.
| Ort: Leipzig, an verschiedenen Standorten | Zeit: ganztags | Eintritt: frei

Tipp des Monats

Uni Bigband Konzert
Die Bigband der Universität Leipzig spielt in der Moritzbastei. Am selben Tag spielt sie nachmittags auf dem Innenhof am Augustusplatz.

Moritzbastei
28. Juni, Einlass 18, Beginn 19:30 Uhr
VVK 11-15,40 Euro

Foto: Martin Hauspurg

Kunst-, Kreativ- und Flohmarkt
Kunstgegenstände, Handwerk, kleines Business, Upgecyceltes und auch normale Secondhandware könnt ihr auf dem Markt finden. Stöbert in Schallplatten, Kleidung, Schmuck, Spielen, Antiquitäten, Keramik und vielem mehr und findet etwas, was ihr kaufen, lieben und mit nach Hause nehmen wollt.
| Ort: Arena am Panometer
| Zeit: Einlass 12 bis 20 Uhr
| Eintritt: frei

26 Juni Montag

Konzert
Die Kölner Band Tigermilch, welche 2020 ihre erste Debüt-Single mit dem Titel „Versprechen“ veröffentlicht hat, spielt Ende Mai in Leipzig eine Mischung aus Indie, Pop und Soul. Im letzten Jahr hat sie ihr Album „Gelaber“ herausgebracht. Sie wird in der Reihe „All Good Undones“ von zwei weiteren aufstrebenden Bands unterstützt.
| Ort: Arena am Panometer
| Zeit: Einlass 18:30 Uhr, Beginn 19:30 Uhr | Eintritt: Vorverkauf 16,50 Euro

Eingefärbte Termine sind kostenpflichtig.

28 Juni Mittwoch

Film
„Der Club der Toten Dichter“ ist ein weltbekannter US-amerikanischer Film von 1989. Der neu an einer Eliteschule unterrichtende Lehrer John Keating (Robin Williams) eckt mit seiner Vision, die Schüler zum Selbstdenken anzuregen, an. Unter dem Motto „Carpe Diem“, „Lebe den Tag“, entfalten sich die Schüler. Nicht jedem fällt das leicht. Wer ihn noch nicht gesehen hat, ihn auffrischen will oder liebt, kann das hier tun.
| Ort: Moritzbastei
| Zeit: Einlass 19, Beginn 20 Uhr
| Eintritt: frei

29 Mai Donnerstag

Party
Dozierende und Professor*innen des Instituts für Kommunikations- und Medienwissenschaften treten an diesem Abend bei der Party „KMW meets Mischpult Vol. 3“ hinter das DJ-Pult. Organisiert wird die Veranstaltung vom Fachschaftsrat für Kommunikations- und Medienwissenschaften.
| Ort: Moritzbastei | Zeit: ab 23 Uhr | Eintritt: Spendenbasis

30 Juni Freitag

Vorträge und Diskussionsrunde
Auf Grundlage der Ergebnisse des Berichts des Unabhängigen Expert*innenkreises Muslimfeindlichkeit wird über antimuslimischen Rassismus und was dieser mit jedem*jeder Einzelnen zu tun hat, diskutiert.
| Ort: Stadtbibliothek | Zeit: 17 bis 19:30 Uhr | Eintritt: frei

Konzert
Sinfonia Leipzig spielt Richard Wagners berühmte Oper „Der fliegende Holländer“ statt in großer Orchester- in Kammerbesetzung.
| Ort: Arena am Panometer
| Zeit: Einlass 18:30, Beginn 19:30 Uhr
| Eintritt: VVK 16 Euro

7 Juli Freitag

Choreographie
Noah Jacobis choreografische Lecture-Performance thematisiert ihre*seine Erfahrungen, Vorstellungen und Bedürfnisse zur (Re-)Präsentation von Identität. Es geht um Intersektionalität und Gendersysteme.
| Ort: Residenz, Schauspiel Leipzig | Zeit: 20 Uhr
| Eintritt: 8 bis 15 Euro

DANKESCHÖN!

Für die außerordentliche Unterstützung unseres Crowdfunding-Projekts möchten wir uns ganz besonders bedanken bei:

Carl Ziegner (Abonnent des „Smoothie“-Pakets)

Familie Meller (Abonnentin des „Smoothie“-Pakets)

IMPRESSUM

luhze
Leipzigs unabhängige Hochschulzeitung
Lessingstraße 7
04109 Leipzig
Telefon: 01573 3178801
E-Mail: chefredaktion@luhze.de

Online: www.luhze.de
Twitter: @luhze_leipzig
Instagram: luhze_leipzig
Facebook: luhzeLeipzig

Auflage: 10.000 Stück

Druck: MZ Druckereigesellschaft mbH
Fiete-Schulze-Straße 3
06116 Halle (Saale)

Herausgeber: Luhze e.V.
vertreten durch die Vereinsvorsitzenden Luise Mosig und Sophie Goldau
Geschäftsführerin: Julia Nebel

Anzeigen:
Magdalena Weingart
anzeigen@luhze.de
Preisliste 04/2019

Crowdfunding: Caroline Wieder (cw), Emma Wendland (ew)

Chefredaktion (V.i.S.d.P.):
Magdalena Weingart (mw), Isabella Klose (ik), Sahra El Sheimy (ses) (stell.)

Ressortleitung:
Hochschulpolitik: Jörn Salzwedel (js)
Perspektive: Jonas Kilb (jki)
Leipzig: Isabella Klose (ik)
Wissenschaft: Johannes Rachner (jr)
Klima: Annika Franz (af)
Rätsel: vakant
Thema: Hannes Ulrich (hu)
Kultur: Leen Neumann (ln)
Sport: Eric Binneböβel (eb)
Service: vakant
Kalender: Leo Stein (lst)
Foto: Johannes Rachner (jr)
Grafik: Sara Wolkers (sw)
Campuskultur: Antonia Bischoff (ab)
Interview: Sarah El Sheimy (ses)
Reportage: Magdalena Weingart (mw)
Film: Jonas Pohler (jp)
Sonntagskolumne: Alicia Opitz (ao)

Redaktion: Margarete Arendt (ma), Maximilian Bär (mb), Anne Burckhardt (ab), Daniel Emmerling (de), Vincent Frisch (vf), Lene Göschel (lg), Eliah Grooß (emg), Dennis Hänel (dh), Sophie Heinen (sh), Franz Hempel (fh), Luisa Holzkamp (lh), Greta Ridder (gr), Emin Hohl (eh), Johanna Klima (jk), Julia Nebel (jn), Danielle Krämer (dk), Lisa-Naomi Meller (lnm), Elisabeth Neumann (en), Adefunmi Olanigan (ao), Henriette Pals (hp), Michelle Schreiber (mis), Martin Schroeder (ms), Laura Schenk (ls), Natalie Stolle (nst), Charlotte Weichert (ch)

Geschäftsbedingungen:
Alle Rechte und Irrtümer vorbehalten. Die Zeitung und die in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Nachdruck oder Vervielfältigung (auch auszugsweise) ohne Genehmigung des Herausgebers sind mit Ausnahme der gesetzlich zugelassenen Fälle verboten.
Die Redaktion behält sich das Recht auf Veröffentlichung und Bearbeitung von unverlangt eingesandten Manuskripten und Fotos vor und übernimmt keinerlei Haftung. Namentlich gekennzeichnete Beiträge entsprechen nicht unbedingt der Meinung des Herausgebers oder der Redaktion. Erfüllungsort, Gerichtsstand und Vereinsregister ist Leipzig. Die Zeitung erscheint monatlich (Ausnahme: Semesterferien) und ist kostenlos. Den Autor*innen ist es freigestellt, in ihren Texten mit dem Gendersternchen zu gendern. Bei Texten ohne Autor*innennennung wird ebenfalls mit dem Gendersternchen gegendert.

Nächste Ausgabe: 10. Juli 2023
Redaktionsschluss: 29. Juni 2023

Die Quelle des Glücks

Was plätschert da durch Leipzig?

Nackte Bäuche an Seen und Kanälen, freudige Rufe von Bootstouren auf dem Wasser – es ist wieder soweit: Der Sommer ist in Leipzig angekommen! Aber bevor ihr die Leipziger Weltmeere besegelt: Kennt ihr euch auch gut mit den Seen, Flüssen und Kanälen der Umgebung aus? Stellt euer Wissen auf die Probe und benennt die Gewässer auf der Karte. Ö, Ü und Ä werden ausgeschrieben (OE usw.) und ß mit SS ersetzt. Die Buchstaben in den violetten Kästen ergeben den Namen einer Person, nach der ein Gewässer in Leipzig benannt wurde.

Magdalena Weingart

1 _ _ _ _ □ _ _ _ _ _ _ _

2 _ □ _ _ _ _ _ _ _ _ _ _ _ _ _ _

3 _ _ _ _ □ _ _ _ _ _ _ _ _ _ _ _

4 _ _ □ _ _ _ _ _ _ _ _ _ _

5 _ _ _ _ _ _ □ _ _ _ _ _ _ _

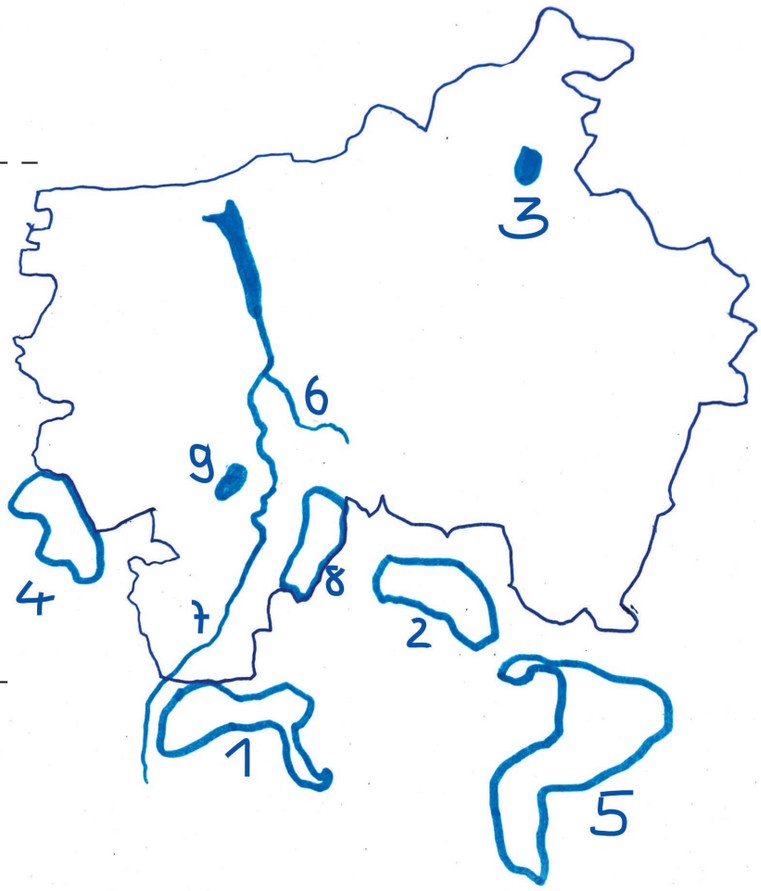
6 _ _ □ _ _ _ _

7 _ _ □ _ _ _ _ _ _ _ _ _

8 _ _ _ _ _ _ □ _ _ _ _ _ _

9 _ _ _ _ _ _ _ _ _ _ □ _ _ _ _ _

LÖSUNG: _ _ _ _ _ _ _ _ _



WIR VERLOSEN:

3x1 Gutschein à 14 Euro von „Bootsverleih Scheibenholz“

Um zu gewinnen, schickt uns das Lösungswort bis zum 9. Juli 2023 an gewinnspiel@luhze.de.

Disclaimer: Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Die Gewinner*innen bestimmt ein Zufallsgenerator. Wir verwenden eure Daten nur fürs Gewinnspiel. Redaktions- und Vereinsmitglieder von *luhze* sind vom Gewinnspiel ausgeschlossen.

Foto: Bootsverleih Scheibenholz

Kleinstanzeigen:

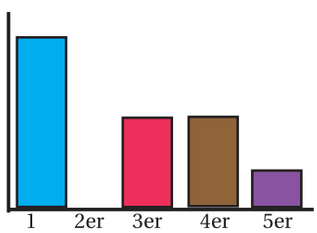
Nomo, wir vermissen dich!

Die Welt braucht mehr Kissenschlachten!

Umfrage zur WG-Größe während der Endredaktion:

Stichprobengröße: n = 9

Alleinwohnende: n = 4
2er-WG: n = 0
3er-WG: n = 2
4er-WG: n = 2
5er-WG n = 1



„Wer sind wir, dass wir unserer Leser*innenschaft vorschreiben wollen, was Glück ist?“

Fotos: Pinterest

TIER DER AUSGABE: DER URUTAU

Du hast Lust, unabhängigen Hochschuljournalismus in Leipzig mitzugestalten? Dann mach doch mit!

Komm' gerne einfach zu einer unserer Redaktionssitzungen:

immer mittwochs um 19 Uhr in der Lessingstraße 7 (im 3. Stock der „Villa“) stattfinden, oder schreib uns eine E-Mail an: chefredaktion@luhze.de
Wir freuen uns auf dich!

Gewidmet an Linda M. J. von ihren Bios:

Wir gratulieren dir zur sportlichen Leistung des Älterwerdens. Deinen Preis kannst du dir am 16ten Tag zur 16ten Stunde im sechsten Monat am Flussübergang Sachsens bei deinen Bios abholen. Wir haben dich lieb. <3

HAPPY PRIDE

Glasgedichte #8:

b u c h s t a b e n

du hast mich meiner _ beraubt!
was soll ich denn mit so wenigen _ noch anfangen?
höchstens einen t a s c h e n b u b
könnt ich mir noch draus zusammenstückeln
doch er geht und spricht nicht
beguckt nur verdaddert seinen _ körper
und spielt mit seinen s c h a b t u b e n

Die Lösung des Mai-Rätsels:
SONNENSCHEIN